Ph. Pr.
1317ª

[Koller]

00

Erzeugnisse

aus

dem Gebiete

des

Wahren und Schönen.

[von Benedikt Joseph Koller]

Regensburg,
in der Montag- und Weissischen Buchhandlung
1798.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorrede.

Die Stunden, in welchen folgende Aufsätze geschrieben wurden, waren der Erholung bestimmt. Man erwarte daher keine tiefen Untersuchungen; sie sind eben so wenig jedes Lesers, als jedes Schriftstellers Sache. Wem nach vollbrachtem Tagewerke ein lieber Freund mit geradem, schlichten Menschenverstande willkommen ist, der wird auch, wie ich's zu meinem und seinem Besten hoffe, dieß Büchgen nicht verschmähen. Die gelehrten Leute bitte ich, die Vorrede des Aulus Gellius zu lesen. Es findet sich manches in derselben, was mich bey ihnen, wenn sie nur

gehörige Anwendung machen wollen, entschuldigen kann.

Was ich sonst noch zu sagen habe, betrift das Fragmentarische der Aufsätze.

Nur der eigentliche Gelehrte hat Willen, Muße und Fähigkeit, sich in tiefere Untersuchung der Wahrheiten einzulassen, und für ihn sind jene ausführlichen Abhandlungen schulgerechter Denker.

Was aber die andern Leute betrift, die ich mit dem allgemeinen Worte Leser bezeichne, so verhält es sich bey ihnen gerade umgekehrt.

Da sie aber nun einmal lesen wollen, und doch weder Fähigkeit, noch Muße haben, sich in strenge, wissenschaftliche Untersuchungen einzulassen: so bleibt für sie nur das Fragmentarische übrig.

Man verstehe mich recht: ich glaube nämlich, daß dergleichen einzelne, kurze Aufsätze nur allein eine angenehme und nützliche Lektüre für Ruhestunden seyn können.

Was uns angenehm seyn soll, darf uns nicht zur Unzeit anstrengen, und ermüden; wir müssen es leicht übersehen und behalten können, und dabey doch unsrer Aufmerksamkeit, unsers Wissens würdig halten.

Ob diese wenigen Forderungen sich auch hier geleistet finden, ist die Frage, deren Beantwortung ich von Richter und Leser ruhig erwarte.

Die Tändeleyen aus den Papieren des Herrn H.... und die Briefe eines schwäbischen Schulmeisters ver-

danke ich einem Edlen, den das Glück mir zum Freunde geschenkt hat.

Den Lehrbrief werden Meister und Gesellen, wenn er ächt ist, zwar schon kennen, aber ihn doch vielleicht noch nicht unter dem Titel — für Alle — gelesen haben.

Uebrigens bin ich der Meinung:

Wenn der Schriftsteller schreiben,
Der Leser lesen — muß:

So kommen zwey Taglöhner zusammen, die sich einander die liebe Noth klagen.

Darum wäre mein Rath — eben so zu lesen, wie ich schrieb — zur Erholung — und zwar, wenn's beliebt, im Neglige.

Inhalt.

Seite

1. Prolegomena zu einer künftigen pragmatischen Weltgeschichte . . . 1
2. Die neuen Karthaginenser . . . 21
3. Aus der Brieftasche eines Bräutigams . . . 29
   1. Auch die Todten lieben . . . 31
   2. Ueber weibliche Bildung . . . 37
   3. Die Seele und das Clavier . . . 40
   4. Ein Blick in's ehliche Leben . . . 43
   5. Interesse am Monde . . . 46
   6. Mutterfreuden . . . 49
   7. Delikatesse . . . 54
   8. Die moralische Mausfalle . . . 61
4. Ueber die Ursachen und Folgen übler Laune . . . 65
5. Fünf und vierzig Paradoxen der Liebe . . . 91
6. Der Mann mit der Sense . . . 111
7. Die beyden Getrösteten . . . 134
8. Der Blick in andre Welten . . . 139
9. Von den ewigen Strafen . . . 143

Seite
10. Aufruf an das schöne Geschlecht, sich in Massa zu erheben . . . 209
11. Von der körperlichen Beredtsamkeit . 224
12. Tändeleyen aus den Papieren des Herrn H.... 229
1. Eile des Lebens . . . 231
2. Amors Pilgerschaft . . 236
3. Amors Kasuistik . . . 243
13. Briefe eines schwäbischen Schulmeisters über dramatische Dichtkunst insbesondre, und schöne Kunst überhaupt . . . 255
Erster Brief, über das Fatum . . 257
Zweyter Brief, über wahre und Schein-Grösse . . . 264
Dritter Brief, Fortsetzung über das Fatum . . . 269
Vierter Brief, über das christliche Trauerspiel 276
Fünfter Brief, Endzweck der Dichtkunst 279
Sechster Brief, Zweifel eines Andern 286
Siebenter Brief, Fortsetzung des fünften 297
14. Lehrbrief für alle 305

Prolegomena

zu einer künftigen

pragmatischen Weltgeschichte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1. §. Ehe allgemeine Weltgeschichte pragmatisch bearbeitet werden, und als Wissenschaft auftreten kann, muß man vorher über den Endzweck des Menschen überhaupt, und über die beste Staatsverfassung, einig seyn.

2. §. Man muß erst das Ziel kennen, wornach man laufen soll, ehe man im Stande ist zu urtheilen, ob man wirklich in gehöriger Richtung nach dem Ziele laufe, und wie weit man sich ihm etwa genähert habe, wie weit man noch davon entfernt sey?

3. §. Man muß wissen, welche gesellschaftliche Einrichtung, welche Verbindung, welche Staatsverfassung die beste, und für den Endzweck des Menschen die zuträglichste sey, ehe man über die Schritte des Menschengeschlechts, über seine Kultur, oder Nichtkultur, über seine Vervollkommung, oder Nichtvervollkommnung aburtheilen kann, und darf.

4. §. Allein, gerade diese nothwendigen Voraussetzungen vor aller Geschichte sind soviel als — nicht gegeben in der Wirklichkeit, d. i. der Endzweck des Menschen, und die beste Staatsverfassung sind bis jezt blosse Probleme, und noch der Gegenstand philosophischer, und politischer Zänkereyen.

5. §. Es ist also fürs erste noch keine pragmatische Weltgeschichte — möglich. Denn die Geschichte, wie wir mit Recht von ihr fordern, soll uns Nachricht geben von dem grossen Erziehungsinstitute des Weltschöpfers, soll uns berichten, wie weit die Schüler von Klasse zu Klasse vorgerückt sind; sie soll uns die Frage beantworten: ob, und wie nahe wir unserm Ziele gekommen sind? Da aber die Meinungen über dieses Ziel, über diesen Endzweck, über Staatenverfassung so verschieden sind: wie wird die von der Weltgeschichte verlangte Antwort je unbestritten, einig, bestimmt seyn können?

6. §. Weltgeschichte ist als Wissenschaft, d. i. als ein System wahrer Sätze auch noch aus andern Gründen unmöglich.

Sie soll nach dem Begriffe, den schon die Etymologie giebt, allgemein seyn, sie soll alle Zeiten, alle Völker, alle Erdwinkel umfassen; sie soll angeben, wann, bey, zwischen wem, und wo etwas welthistorisch Merkwürdiges sich zugetragen habe.

7. §. Aber hierinn verspricht sie wieder mehr zu leisten, als in ihren Kräften steht.

Sie will uns von allen Zeiten Nachricht geben, und vermag es nicht, uns die Geschichte der verflossenen Stunde rein zu überliefern! — Was kann uns die Weltgeschichte über die ersten Jahrtausende mehr berichten, als was wir uns etwa noch dunkel unsrer sieben ersten Lebensjahre erinnern? Oder verdienen leere Vermuthungen den Namen Weltgeschichte? Doch ich rede nicht von jenen Pe-

rioden der Wiegezeit, wo noch keine Schreibekunst, also auch noch kein Geschichtschreiber war: ich gehe in die Zeiten nach Thaut, und Cadmus über, und frage: ist das Bischen Nachricht eines Moses, eines Sanchuniaton, eines Manetho, von einzelnen Völklein, von einigen Winkeln der Erde — etwa Weltgeschichte? So wenig, als eine einzige Anekdote von einem Menschen eine Lebensbeschreibung ist. Was weiß also die arme Geschichte von allen Zeiten, da sie nicht einmal etwas zuverlässiges von einem und dem andern Zeittheilchen weiß, und auch da noch mit der Einseitigkeit, Kurzsichtigkeit, oder mit den interessirten Wendungen des Schreibers für lieb nehmen muß?

8. §. Die Weltgeschichte verspricht alle Völker zu umfassen. — Kennt sie denn schon alle? Wie ungegründet diese Anmaßung sey, leuchtet in die Augen, wenn man bey Lesung

der verschiedenen Weltgeschichte-Schreiber auf die Entdeckung stoßt, daß sie aus Seen — Könige; (wie Moeris — Schlözer 1 Thl. S. 182) einzelnen Stämmen — Völker; und umgekehrt machen. Und gesezt, ihr Register der Völker wäre ächt und vollständig: wo ist der Mensch, der ihre Geschichte lesen, verstehen, ordnen, läutern, mit den übrigen Völkern verbinden kann? Kurz: weder Lebenszeit, noch Kenntnisse und Kräfte reichen zu, in einer Geschichte alle Völker zu umfassen. Und wie wäre dieß auch möglich, da wir überdieß

9. §. von der Erde noch so unvollständige, so wenig überall zuverlässige Kenntnisse haben! So lange dem reisenden Forscher nicht alle Meere, nicht alle Pässe offen stehen; so lange es noch Reiche auf Erden giebt, die uns entweder ihres Klima, ihrer Mauren (wie China), ihrer Kultur, ihrer politischen Furcht wegen unzugänglich sind; so lange wir noch

keine Pasigraphie, oder Pasologie (Allschrift — Allsprache) besitzen; so lange die Reisebeschreiber nicht lauter Philosophen sind; so lange nicht alle und jede Geschichtschreiber von Despotenfurcht befreyt sind: so lange wird die Geschichte nicht im Stande seyn, von allen Erdgegenden Nachricht zu geben. Wie kann die Geschichte hier Allgemeinheit versprechen, da ihre unentbehrliche Gehilfinn — Geographie noch unbekannte Länder zält?

Befindet sich die allgemeine Weltgeschichte nicht mit jenem Richter hierinn in einem und demselben Falle, welcher bereits sein Urtheil sprach, ehe er alle Parthieen vernommen hatte? —

10. §. Und was kann die Geschichte für Merkwürdig erklären, so lange sie von den Philosophen über die Bestimmung des Menschen nicht vollständig belehrt ist? Wie wird sie in Bestimmung des Merkwürdigen mit

sich selber einig werden können, so lange sie nur partielles Völker-Interesse, nicht aber das Interesse der Menschheit in Massa vor Augen, so lange sie noch kein allgemeines Prinzip hat? —

11. §. Hieraus wird sich erklären lassen, warum unsre Geschichte so voll von Dingen ist, die kaum des Einmal-Erwähnens, vielweniger des Aufbewahrens für ewige Zeiten werth sind. Hätten unsre Verfasser der Allgemeinen Weltgeschichten einen würdigen, und wahren Begriff von Bestimmung des Menschen, von seinen Rechten gehabt: so würden wir wenigstens früher — statt der gegenwärtigen Anekdoten-Jagden, Morde, und Raubscenen, Familienangelegenheiten der Grossen, statt der Geschichte der Eroberer und Menschenschlächter, der Wollüstlinge, und Tyrannen — eine Kultur- und Menschengeschichte erhalten haben. Die jedes-

maligen Perioden würden sich dann nicht mehr wie der Akt eines Marionettenspiels endigen — mit Prügeleyen des Hans-Wurst. Statt der Schlachten würden wir nun die Schritte zälen gelernt haben, welche die Menschheit bis jezt ins Reich der Vernunft, und der Sittlichkeit gethan hat; an der Stelle witziger Reden von Machthabern würde vielleicht die edle Handlung eines Bettlers, an der Stelle des Generals mit dem Schwerdte ein jezt vergessener Mann mit der Lanzette stehen.

12. §. Man wird sich ferner erklären können, was Rousseau behauptete, daß nicht die Geschichte eines jeden Volkes verdiene gelesen zu werden, wenn man bedenkt, daß in mancher Geschichte des armen Volkes eben so, wie in der Regierung desselben, sündhaft vergessen ward. —

13. §. Untersuchen wir, wie es mit der Glaubwürdigkeit der Geschichte stehe, so

finden wir leider! auch hier manche Bedenklichkeiten. Die Geschichtschreiber sind entweder Gleichzeitige oder nicht. Beyde sind entweder Einheimische oder Fremde; unter einer und derselben Regierung, von einer, und derselben Religionssekte, oder Parthey, oder nicht. Man gebe das nämliche Faktum allen diesen verschiedenen Subjekten — wie verschieden wird ihre Darstellung seyn! —

Der gleichzeitige kann nicht immer die Wahrheit besser wissen, als der spätere. Die Wahrheit gleicht einer Puppe. Die Zeitgenossen sehen die einzelnen Fäden, mit denen sie umsponnen ist — erst das künftige Jahrhundert ist so glücklich — einen Schmetterling zu sehen. Wir wollen annehmen, es gäbe hie und da ein bewaffnetes Auge, welches durch die Fäden sieht — wird der Einsichtsvolle aber auch die Wahrheit sagen dürfen, wollen, räthlich finden?

14. §. Man glaubt, es sey genug, wenn der Schriftsteller nur ehrlich, und verständig sey, aber man glaubt es irrig. Verstand und Ehrlichkeit verbürgen mir nur, daß er nicht gelogen habe, aber noch lange nicht, daß er die Wahrheit gesagt habe. Der tiefe Denker, und unbescholtene Tacitus schrieb von unsern Urvätern nicht mehr, und nicht weniger, als was er wußte, wissen konnte, zu wissen glaubte. Aber wer sieht nicht in dem ganzen Aufsatze das Fragmentarische; wer erkennt nicht bald den Stolz des Römers, bald die verzeihliche Unwissenheit des Fremden, bald die pickante Wendung des Sittenrichters, der seine Landsleute durch Beyspiele von Barbaren beschämen will? —

15. §. Der Historiker sey Eingebohrner des Landes, dessen Geschichte er schreibt: er wird aus Vaterlandsliebe das Gute seines Volkes verschönern, erhöhen, das Böse verhüllen, oder, wenn es ihm möglich ist, mit Stillschweigen übergehen, vielleicht wohl gar vertheidigen.

16. §. Der Historiker sey ein Fremder, so wird es ihm, wo nicht an Sprache, an Kenntniß des Geistes, der Sitten, Gewohnheiten, Gesetze, Eigenheiten, an Kenntniß der Quellen, an Urkunden; doch an einem oder dem andern, doch vielleicht an Freyheit, und Unpartheylichkeit fehlen.

17. §. Entweder haben alle Geschichtschreiber ein und dasselbe Prinzip, wovon sie ausgehen: oder ein jeder hat ein verschiedenes. Das erste ist vor der Hand, ehe nåmlich die Akten der Politiker, und Philosophen gänzlich geschlossen sind, gar nicht gedenkbar; das zweyte wird die Folgerung evident machen, daß also solange die Geschichte ein wahres Quodlibet, allen alles seyn werde.

18. §. Die Geschichtschreiber benützen entweder alle einerley Quellen, oder ein jeder andere. Im ersten Falle wird's eine wahre Abschreiberey, eine ewig aufgewärmte Speise, von der es noch zu erproben bleibt, ob sie bey

ihrer ersten Auftischung gesund und nahrhaft gekocht war.

Im zweyten Falle können ihre Resultate nicht anders, als höchst verschieden seyn. Sie werden, und müssen sich alle— wo nicht in allen, doch in vielen Stücken widersprechen. Sie vereinigen, vergleichen wollen, das Wahrscheinlichste daraus nehmen— heißt Jahre verschwenden, heißt über dem Lesen das Handeln vergessen, heißt 40 oder mehrere Jahre suchen, um am Ende mit Reue gestehen zu müssen, nichts gefunden zu haben.

19. §. Wie kann man von allgemeiner Weltgeschichte träumen, so lange noch nicht alle Völker der Erde— alle— ihre richtige, und wahre Privatgeschichte aufzuweisen haben? Woraus kann ich anders einen allgemeinen Ueberblick erhalten, als aus der deutlichen An= und Uebersicht des einzelnen?

20. §. Aber auch wahre, und richtige Privatgeschichten waren bisher nicht möglich. Besassen unsre größten Geschichtschreiber alle nöthigen Urkunden, und werden sie nicht in Archiven von dem Zauberdrachen der Politik bewahrt, so, daß sie sogar denen unbekannt, und ungesehen bleiben, die als Wächter darüber *mit* Ehre und Leben dafür haften müssen? — Warum denn? —

21. §. Welche babylonische Verwirrungen entstehen nicht durch die verschiedenen Sprachen der Nationen! Wem ist es unbekannt, wie oft selbst die größten Sprachkündiger über ein Wort nur mit einander im Streite liegen? Der eine erklärt es in seiner Sprache für weiß, der andere für schwarz. Was ist in der Sache von diesen Herren zu erwarten, wenn sie in dem Verstande der Worte nicht einig sind? —

22. §. Gesezt, wir hätten überall Urkunden, wir verstünden mit Gewißheit, was wir

vor uns liegen haben: sind wir auch von der Aechtheit versichert? Wissen wir zuverlässig, daß der Verfasser kein Isidor war? —

23. §. Da eine Begebenheit von keinem, oder geringem Interesse so sehr der Verstümmelung, Verunstaltung, und Verfälschung ausgesezt ist: wie vielmehr wird es diejenige seyn, wo Eigennutz, Rache, besonderer Plan, tausend Leidenschaften dabey im Spiele sind? Da eine Begebenheit so sehr verunstaltet, und verfälscht wird, wenn sie von zween mündlich erzält wird: wievielmehr muß sie es werden, wenn sie von Tausenden niedergeschrieben wird, da so wenige schreiben können, was sie sagen wollen; da so wenige verstehen, was auch sonst deutlich gesagt, und geschrieben wird; da bekanntlich aus Vermissung der Miene, der Geberde, und des Tones der Buchstabe tödtet? —

24. §. Wie viele Reisebeschreiber, die alle Steppen Asiens angeben wollen; und nicht

ein-

einmal in der Stadt Bescheid wissen, worinn sie rechnen? Wie viele allgemeine, und ätheographische Geschichtschreiber! die nicht einmal ihre häuslichen Angelegenheiten übersehen? Wenn Cicero die Gesetzsammlung schon eine Last von hundert Kameelen nannte, so wird man kühn behaupten dürfen, daß die Materialien zur allgemeinen Weltgeschichte alle Esel der Vor= Mit= und Nachwelt nicht von der Stelle zu ziehen im Stande wären. Und ein Menschlein untersteht sich eine allgemeine Weltgeschichte zu schreiben?

Es ist nur Spaß, sagt ein grosser Geschichtschreiber. Wer könnte so etwas im Ernste wollen?

25. §. Die Geschichte will auch über die Moralität der Handlungen aburtheilen? Allein, da die Tugend nur aus Prinzipium, die der Grund des Handelns sind, beurtheilt werden kann, diese aber niemand, als der Allwis=

sende, und der Handelnde — oft dieser kaum, und nur dunkel — weiß; wie kann die Geschichte je Richterinn der Handlungen seyn? Ihr Urtheil wird, und muß schlechterdings nur bedingt, und daher unsicher, zweifelhaft seyn.

26. §. Die Geschichte, sagt man, soll uns bilden und tugendhaft machen. —

Sie wird dieses so wenig, als der Spiegel, irgend ein Monstrum zum Antinous machen wird. Sieht ein schönes Mädchen hinein, so blickt ein schönes Mädchen heraus. Aber auch der Spiegel giebt es mancherley. Kurz: jeder wird nach seiner schon vorgefaßten Meinung, nach seinen schon vorhin bey sich führenden Begriffen in der Geschichte bestätiget finden, was er suchte, was er bestätiget finden wollte. Der eine wird lauter Engel, der andere lauter Teufel, der dritte Narren finden. — Und Tröstliches findet sich wahrlich in der Weltgeschichte auch wenig. In den ersten Seiten

stolpert der unschuldige Leser über eine Leiche, und sieht bald darauf ein Paar Menschen eines Apfels wegen, wie heut zu Tage wegen weniger als eines Apfels, des Landes verweisen. In kurzer Zeit gilt das Recht der Gewaltigen, wie heute— und Gott selber reuet es, den Menschen geschaffen zu haben. Werfen wir einen allgemeinen Blick über das Ganze. Im Anfange waren alle Völker gleich den Waldthieren. Nach der Zeit treten sie näher zusammen, bilden Staaten, wählen sich Regierer, wollen durch Gesetze und Zeremonien sicher, und glücklich seyn. Und ach! seither haben die Hände nicht geruht, in menschlichen Eingeweiden zu wühlen— darüber— wer wohl das Vergnügen haben soll, ein Paar Millionen Menschen nach seiner Privat-Methode ein Bischen— glücklich zu machen. Es giebt Regierer genug, denen bezahlte Geschichtschreiber den zweydeutigen Namen der Grossen beylegten; warum aber haben sie noch kei-

nen schlechtweg den Gerechten genannt? —

27. §. Und was wäre denn nach allem diesem die Geschichte? Ein Vorraths-Magazin von Erfahrungen, nicht mehr, und nicht weniger; ein Lehrbrief, ein Aufsatz, den verstorbene Väter ihren Söhnen hinterließen, der aber nur einem Wilhelm Meister, wie einem Jost von Bremen etwas nützen kann.

Die neuen Karthaginenser.

Bey den Unsterblichen, die auch meinem Leben hold sind — wozu fordern Sie mich auf! Ich? ein Eingeweihter der heiligen Zunft sollte Ihnen zu dem verdammungswürdigsten Werke hilfreiche Hände bieten? Diese Tollheit, daß Hausgenossen aus Laune eben das Haus, worinn sie gemächlich leben, selbst untergraben, war nur dem achtzehnten Jahrhunderte vorbehalten. — Cicero, wenn er einen Priester sah, lächelte, und dabey bliebs; nie hätte er es gewagt, ihren Stand zu profaniren.

Sie mögen immer mit Cato schreyen:
"Nieder mit Karthago . . .

Was wurde aus Rom, da Karthago nicht mehr war? Zu wessen Gunsten soll der Prie-

sterstand aufgehoben werden? Der Vernunft? der Menschheit?

Und ich behaupte Ihnen frey in's Angesicht: der empfindlichste Streich, den man der Vernunft, und also der Menschheit versetzen könnte, wäre dieser, wenn der geistliche Stand gezwungen würde, von dem Schauplatze der Welt abzutreten.

So weit die Geschichte in die Urwelt zurückgeht, so trift man bey allen Völkern, die auch nur ein Paar Zahlen mehr, als 5 zählen können, Priester an. Meinen Sie etwa, die Franzosen haben in jener blutigen Periode des Terrorism, die Priester abgeschaft? Nichts weniger. War nicht Robespierre der Hohepriester der Weiber?

Hätte er kein so tragisches Ende genommen, es wäre die Theokratie im vollen Glanze

hergestellt worden. Lesen Sie nur die erbauliche Geschichte der Theot, und des Dominikaners Don Guerle, und überzeugen Sie sich, daß ohne Priester die Menschheit nicht bestehen kann. Was würde aus Vernunft und Menschheit ohne Priester werden? — Ausarten würden Sie, wie Rom, nach dem Sturze von Karthago ausgeartet ist.

Umsonst wenden Sie mir ein, es gebe keinen Unsinn, der nicht von diesen Herren in die Welt eingeführt wurde. Aber eben eines solchen Unsinnes war die Vernunft benöthiget, um aus ihrem Schlafe geweckt zu werden. Und je mehr dieser Stand sich angemaßt hat, alle Menschen seiner Herrschaft zu unterwerfen; je feinerer Mittel er sich zu bedienen gewußt, um seinen Aussprüchen eine blinde, und unbedingte Unterwerfung zu verschaffen; je mehr er der Vernunft

den Sieg erschwert hat, und je stärker die Fesseln waren, welche sie zerreissen mußte: desto wichtigere Dienste hat ihr dieser Stand geleistet, desto mehr mußte die Vernunft ihre Kräfte anstrengen, und nur durch diese Anstrengung, durch diesen Kampf konnte sie ihre Ausbildung erhalten. Ohne diesen Kampf wäre sie bey Scheingründen stehen geblieben, hätte der Quelle des Lichts nicht weiter nachgeforscht.

Dieser Stand ist der eigentliche Pädagog der Vernunft. Ohne ihn wäre sie ewig unmündig geblieben. Daß dieser Pädagog die rechte Erziehungsmethode gewählt, beweist die Stärke, und Reife, zu welchen die Vernunft schon gelangt ist.

Aergert Sie etwa der Mantel der Heiligkeit, den er sich umhängt? Ist dieses aber nicht sein einziges Rüstzeug, sein ein-

ziges erstes und leztes Vertheidigungs-Mittel? Lassen wir dem Pädagogen sein Mäntelchen: das Kind ist, unter uns gesagt, noch nicht ganz ausgebildet, es hat seine Vollkraft noch nicht, es muß noch mehr geübt werden, noch mehr seine Kräfte entwickeln.

Oder schielen Sie wohl gar mit neidischem Auge auf das Fett der Erde, welches er genießt?

Da ich Sie aber, wie ich hoffe, von der Wichtigkeit der Dienste, welche dieser Stand geleistet hat, und von der noch immer fortdaurenden Nothwendigkeit überzeugt habe, sollten Sie ihm nicht auch etwas gönnen? Wer könnte sich auch, ohne die Hofnung, das Honigfliessende Land zum

Erbtheil zu erhalten, diesem Stande widmen? Wer dürfte es ohne diese Stärkung wagen, den ungleichen Kampf zu beginnen?

Aus der Brieftasche eines Bräutigams.

1.

Auch die Todten lieben.

So eben las ich in einem alten Lateiner ein Geschichtchen, das ich dir frisch von der Quelle wieder erzählen will.

Ein gewisser Demophoon irrte, ausgestossen von seinem Vaterlande — wer weiß, warum? — in der Welt umher. Nach langem Herumstreichen nahm endlich Phyllis diesen Vagabunden in ihre friedliche Hütte auf. Frage deinen Geßner, was Phyllis für ein Mädchen gewesen.

Demophoon erzälte sein Schicksal — Phyllis weinte, und fand ihn so unschuldig, als Mitleids werth.

"Du armer Demophoon, sagte sie, wie bist du doch von den bösen Menschen verkannt worden!

"Du gute Phyllis, sagte er, wie gerne, und leicht vergißt sich unter deinen Augen all mein Ungemach!

Und über ein Kleines sagte sie wieder:

"Du lieber Demophoon!

Und er:

"Du liebe Phyllis!—

Da war's heraus, was sie schon lange fühlten, aber nicht zu nennen wußten. Nicht zu nennen? Ja, ja; es geht den Liebenden, wie jenen Reisenden, der vor lauter Wald keinen Baum, vor lauter Stadt keine Häuser sah.

Jezt lebte das liebe und liebende Pärchen, wie Täuber und Täubinn. Aber ach! bald träufelt des Abschieds heisse Thräne von ihren Wangen. Demophoon mußte — niemand weiß, wohin. Binnen einem Monathe, schluchzte er, komm' ich wieder, und — verschwand.

Der Monath war vorüber! ein neuer zur Hälfte.— Phyllis! Du armes Mädchen! Wie ist dir? Ein dritter war zu Ende. "Er kömmt nicht wieder, rief sie zu den Sternen; treulos hat er meiner vergessen. Was ist die Welt mir ohne ihn? Eine Wüste. Was ist ein Leben ohne Liebe? Tod. Tod? wiederholte sie, schwieg jezt, beschloß, und— Sie war nicht mehr.

Entblättert lag sie, die Rose, entblättert von der Verzweiflung Hand, so schön, so bedaurenswerth, daß gerührt von ihrem Anblicke der Vater der Götter beschloß— zum Denkmal reiner Mädchenliebe beschloß,— ein kleines Wunder zu thun.

Und, worinn denn dieses kleine Wunder bestanden habe, fragst du wißbegierig? Darinn:

er verwandelte das Mädchen in einen Mandelbaum.

Seltsam, sagst du? Warum denn gerade in einen Mandelbaum?

Für's erste könnt' ich dir antworten, daß die Rathschlüsse der Götter unerforschlich sind; für's zweyte könnte ich spötteln, und sagen, er wollte seine Allmacht um eines Mädchens willen eben auch nicht in grosse Unkosten setzen. Was mir aber das wahrscheinlichste ist, so wollte der liebe Götter-Gott dadurch andeuten, daß, gleich dem Mandelbaume, Mädchentreue nicht in allen Erdstrichen gedeihe; daß aber die Liebe — bittersüß, wie seine Früchte sind.

Was dünkt dir, mein Liebchen! wie schicke ich mich an zum Erklärer des Unerforschlichen? Denn du mußt wissen, daß der alte Lateiner auch nicht die geringste Vermuthung wagt.

Ich glaube mit Claudius, daß sich davon immer am meisten sagen läßt, wovon man

am wenigsten versteht.— Doch, dem sey, wie ihm wolle; so viel weiß ich aus meinem Lateiner: Demophoon kehrte wieder, war treu geblieben; suchte, und fand nicht; seufzte, und klagte, gieng traurend über die Flur, und die fernen Felsen hallten seiner Phyllis Namen wieder.

Jezt stand er ermüdet, schlang seinen Arm um den dürren Mandelbaum, der vor seiner geliebten Hütte war, und den er in seinem Schmerz noch nicht einmal bemerkt hatte. Sieh da! ein neues Wunder!— der dürre Baum trieb grüne Sprößlinge, und in frischer Blüthe lächelte ihm von jenseits (so wähnt er) seiner Phyllis Rosenmund entgegen.

Und düster wards um ihn her, wie Ambra düftete die laue Luft; wonneschauerlich wiegten sich des Baumes Zweige, horchend, mit verengter Brust lauschte er— eine bläulichte Flamme brach aus dem Stamme des

Baumes, und schlängelte sich mit leisem Zischen aufwärts — und eine melodische Stimme ertönte:

"Traure nicht, o Demophoon! traure nicht, denn auch die Todten lieben." —

Die Stimme schwieg; und eine Turteltaube schwebte über seinem Haupte, ließ die erste süsse Frucht des Baumes fallen, und flog zu den Sternen.

Daher noch heute der Mandelbaum ein Sinnbild der Liebe, die Turteltaube — der Treue ist. —

Und nun frage noch einmal, Spötterinn! "So sage mir doch, wie lieben die Todten?" — Siehst du, wie ich deinen Spott gerächet habe? So liegt's in der Vorsicht Wurf; der alte Lateiner mußte mir in die Hände gerathen, um die Ehre der Todten gegen eine Ungläubige zu retten.

2.
Ueber weibliche Bildung.

Würdest du unter der Aufschrift: Wo der Pfeffer wachset? je eine Zergliederung vermuthen, wie unglücklich die Männer durch unhäusliche, und wie glücklich sie im Gegentheile durch haushälterische Weiber werden? Ich las, und bedauerte den unglücklichen Mann von Herzen, der durch sein geschicktes, angebetetes, gelehrtes Weib so unglücklich ward.

Der Verfasser des Aufsatzes macht verschiedene treffende Bemerkungen über die Bildung der Weiber. Es ist leider! wahr, daß die meisten Frauenzimmer bey vorzüglichen Kenntnissen, die einfachere Wissenschaft der Haushaltungskunst entweder nicht verstehen, oder unter ihrer gelehrten Würde halten. Es ist aber nicht wahr, daß die euerm Geschlechte beygebrachten Kenntnisse an eurem

Verderben Schuld sind! ich bin fest überzeugt, daß es ganz auf die Art und Weise ankömmt, wie sie beygebracht werden. Wahre Kenntnisse können niemal schädlich seyn. Aber nur sage man den Mädchen, wozu sie von der Natur und Gesellschaft bestimmt sind; man sage Ihnen, was Haupt- was Nebensache sey; man lasse sie nicht auf Unkosten der Hauptsache zu viel auf Nebenbildung verwenden. Es ist wahr, eine Haushälterinn, und übrigens gute Seele ist auch ohne alle andere Kenntnisse fähig — eines Mannes Weib zu seyn. Aber sollte ihn diejenige nicht noch glücklicher machen, die mit wirthschaftlichen auch humanistische Kenntnisse vereiniget? —

Oder gab euch Gott weniger Verstand, als den Männern? Ist es so ganz gewiß, daß ihr von Kenntnissen immer Mißbrauch machet? Lassen sich die Eigenschaften der Hauswirthinn, und der mit Kenntnissen andrer Art bereicherten Gattin nicht mit einander

vereinigen? Ich glaube ja; will aber gerne gestehen, daß es ein kleines Wagestück sey. Besondere Kenntnisse verschaffen euch eine gewisse Erlaubniß, auf dem Kanapee sitzen zu bleiben, sie zerstören, und beflecken euern Putz nicht, sie sammeln ein Heer von Bewunderern um euch, sie bereiten euch von hundert Zungen den süssen Honig der Schmeicheley, sie öffnen euch die Thüre zu glänzenden Zirkeln, machen euch unter eurem Geschlechte zu einer Seltenheit, die jedermann begaffen will. Es ist daher allerdings gefährlich, euch bey der offenbaren Neigung zum leztern, der Versuchung Preis zu geben. Tausende sind gefallen, und werden noch fallen. Nur seltene Gaben von Seite des Mädchens, und Geschicklichkeit von Seite des Erziehers werden eine und die andere aufrecht erhalten.— Zuerst das Nothwendige, dann das Nützliche, und zulezt das Angenehme.

3.
Die Seele und das Clavier.

Unsre Seele ist einem Claviere ähnlich. Ohne Berührung giebt dieses keinen Ton, so wie die Seele ohne Beyhilfe der Sinne keinen Gedanken erzeugen kann. Künstlicher ist gleichwohl unser Gedankenkasten immer, als alle Claviere zusammen. Er hat nur 5 Tasten, und giebt so unzählig viele Töne an. — Unsre fünf Sinne sind die Tasten. Die Nerven im Gehirne, die bey jeder Empfängniß eines Gegenstandes durch die Sinne, berührt, und in Schwingung gebracht werden, diese Nerven sind gleichsam die Besaitung. Der durch die Schwingungen hervorgebrachte Gedanke ist der Ton. Die Gegenstände ausser uns sind die Finger, welche spielen. Aus diesem Gleichnisse (mehr solls auch nicht seyn) läßt sich begreiffen, warum die Leute so verschieden denken. Es giebt

Claviere von diesem, von jenem Holze, von dieser, von jener Kunsthand verfertiget, von dieser, und jener Grösse, es giebt Instrumente, Pantalons, Flügel, mit und ohne Temparatur, mit oder ohne Register, mit guter, oder schlechter Besaitung, reiner oder unreiner Stimmung; es giebt Positive, kleine und grosse Orgeln, mit und ohne Pedal.

Eben so verschieden sind die Sinne, so verschieden die Seelen, so verschieden die Stimmung, oder Erziehung derselben, so verschieden die Musik, die Gedanken; so verschieden Tugend und Glückseligkeit der Menschen.

Ruffe in den Resonanzboden eines Claviers, welchen Ton du willst: er wird dir wiedertönen. Eben so giebt die Seele gleichsam den Ton wieder zurücke, wenn ihr schon einmal gedachte Gedanken, durch irgend einen verwandten Gegenstand, erneuert werden.

Es liegen noch viele Aehnlichkeiten in diesem Gleichnisse; aber ich will sie deiner eige-

nen Entwicklung überlassen. Eines will ich dir rathen, sowohl zu deinem Nutzen, als zu deiner Ergötzung: die Ideenverbindungen der Menschen im Gespräche fleissig zu beobachten. Es giebt Gespräche von allen Takten; von Moll und Dur; es giebt Ligaturen, Triolets, Mordanten, Cadenzen, Major und Minor, und alle Tempo.

Wer Adagio denkt,
Andante spricht, und
Presto handelt,
Prestissimo verbessert, der ist — Virtuos. —

Wer ohne regelmässige Auflösung, ohne perfekten Griff von einer Sache auf die andere überspringt; ohne Noth abbricht; der hat ein Paar Saiten zerrissen in seinem Clavier, oder die Tasten bleiben stecken. —

4.

Ein Blick in's ehliche Leben.

Wir werden einst recht zufrieden und vergnügt miteinander leben. Oft denke ich mich schon jezt in die Situationen unsrer künftigen Vereinigung. Ich stelle dich mir als ein sanftes, fleissiges, und munteres Weibchen vor, das am stillen häuslichen Leben eine Freude haben wird. Du wirst deine; ich werde meine Geschäfte pünktlich besorgen. An einem kleinen Tischchen, bey'm kleinen Mahle, von deiner Hand bereitet, sitzen wir dann, sind genügsam, erzählen einander, was vorfiel, oder berathen uns über das Künftige. Am Abende, im stillen Dunkel sitzen wir in einer Ecke des Zimmers, oder gehen in's Freye—

unsre Hände in einander geschlungen, überlassen uns den Gefühlen unsers Herzens, schliessen unser Innerstes einander auf, sprechen über dieses, und jenes. An Stoff wird es uns selten fehlen. In liebenden Herzen liegt ein unerschöpflicher Vorrath. Freylich gehören mancherley Situationen, verschiedene Stimmungen dazu, und folglich eine längere Zeit, wo sich das alles entwickeln soll, was im Herzen liegt. Indessen ist oft auch ein Stillschweigen beredt, und unterhaltend; ja manchmal wäre es auch unhöflich, der Natur in's Wort zu fallen. Weißt du dich keiner Augenblicke zu erinnern, wo deine Seele sich als Alleinherrscherinn gleichsam in dir ausdehnte; wo, wie an einem hohen Feyertage, die rohern Arbeiten unterblieben, so in diesen Zwischenräumen von der Seele keine Eindrücke von den Sinnen angenommen werden; wo in feyerlicher Stille der ganze Körper zu ruhen scheint, und nur

das Herz gewaltiger schlägt; wo das Auge in gerader Richtung vorwärts, ohne Bestimmungspunkt, hinstarrt; wo indessen die Einbildungskraft auf raschen Flügeln mit uns Welten umfliegt, uns über die Erde empor trägt, die Scenen der Vergangenheit gleichsam wie aus Gräbern auferstehen läßt, die Zukunft vergegenwärtiget, und durch die seltsamste Mischung von Dingen und Undingen das lieblichste Schauspiel darstellt? Gewiß; solche Augenblicke wollen ungestört genossen seyn. —

5.

Interesse am Monde.

Ich komme so eben mit meinem Freunde von einem Spaziergange zurücke. Wir ergözten uns an dem lieben Monde, der ganz ehrwürdig hinter dem Gebirge hervortrat. Wir fragten uns: was wohl die Ursache seyn möge, warum die Liebenden sich mit ihm so gerne unterhalten? Mein Freund nahm das Wort: Der Anblick jeder Naturerscheinung, sagte er, hat etwas Erhabenes, Schönes oder Rührendes. Dieses zu fühlen, fordert ein reizbares, reines Herz. Das besitzen im vorzüglichen Grade die Liebenden. Liebende, erwiederte ich, wünschen sich, auch ferne von einander, ein Mittel, sich mitzutheilen. Der Mond, so verschwiegen, so sanft, als die Liebe, scheint zum

Mittler geschaffen zu seyn, ihre wechselseitigen Empfindungen gleichsam zu vernehmen, und wieder zu versenden.

Liebende wünschen einen Gegenstand, der vom Geliebten die Weihe der Berührung erhielt; diese geschieht durch die Blicke. Da also, in der Mitte der Scheibe, treffen sich der Liebenden Blicke.

Da Sie einmal im Schwärmen sind, sagte mein Freund, so lassen Sie uns den Mond immer auch als einen Liebenden ansehen. Der Mond ist der Liebhaber der Sonne. Aber die Konvenienz des Himmels hat es gewollt, daß er unerhört bleiben soll. Er geht hervor, wie sie hinuntergeht, und trauret, daß er sie nicht mehr fand; daher seine Blösse.— Er ist demnach des Mitleids jedes Gefühlvollen würdig. Liebende sind mitleidig; daher ihr Interesse am Monde.

Und zuletzt, schloß ich, flößt er Empfindungen der Zukunft in die Seele; und eben sie ist das Element der Liebe. Ewig, unsterblich zu seyn, ist ihr feurigstes Gebet.

6.
Mutterfreuden.

Der Anblick einer Mutter, an deren Busen ihr kleiner Liebling liegt, gewährte mir immer die seligsten Gefühle. Indem sie ihrem Säuglinge sich selbst zum Genusse giebt, genießt sie der höchsten Wonne. Das kleine, unschuldige Geschöpf, das sein Leben aus der Mutterbrust saugt, ist ihr verjüngtes Selbst; sie hat es von ihrem liebenden und geliebten Gatten in einer Wonnestunde empfangen, sie hat von ihrem Blute zu seinem Wesen mitgetheilt, sie hat seine ersten Lebensäusserungen mit Sehnsucht erwartet, mit zitternder Freude zum erstenmale bemerkt; sie hat es als eine liebe Bürde neun Monde unter ihrem Herzen getragen, genährt, und endlich mit Schmerzen geboren; sie hat es in's Leben gegrüßt, zum guten Menschen gesegnet; und nun genießt sie

mit Entzücken sein Lächeln, weint Thränen der Wonne über das Glück, Mutter eines Ebenbildes von Gott zu seyn. Jezt sieht ihre Einbildungskraft in die fernen Tage der Zukunft, sie begleitet den Säugling Schritt vor Schritt in die Rosentage der Jugend, von da in das reifere Alter; ja, sie sucht schon Gatte oder Gattinn in der Zukunft auf, und schließset in Gedanken seine eheliche Verbindung, wohnt dem Freudenmale bey; erblickt bald darauf auch noch Enkel, und träumt so süß, und so lange, bis das liebe Püppchen, das unglücklicher Weise die Brust verloren, sie durch sein Weinen weckt, und wieder zurück von dem mütterlichen Gedankenfluge bringt. Nun wechselt sie die Brust, drückt den lieben Trinker an ihr Herz, küßt seine Stirne, und bleibt dann von neuem mit ihren Blicken an ihm hängen.

Der Säugling schläft; sie legt ihn mit schonender Sorgfalt nieder. Der Gatte tritt

etwas festern Trittes herein, sie winkt ihm, den Schläfer ja nicht zu wecken. Auf den Zehen geht er näher, stellt sich vor das süsse Pfand der Liebe hin, sieht lange hin, dann auf sein liebes Weibchen. Beyde feyern eine heilige Stille — sie verstehen sich ganz. Eine Thräne flimmert in beyder Augen, sie kommen sich allmälig näher, breiten die Arme aus, trocknen sich die Thräne vom Auge — Lippe glüht an Lippe; Wange an Wange gelegt ruhen sie, und tief im Herzen fühlen sie das Göttliche der Vater- und Mutterfreuden.

Liebes Mädchen! es lohnt sich der Mühe, sich zu diesem göttlichen Genusse zu würdigen. Je reiner, je schuldloser das Herz, desto seliger muß die Empfindung seyn. Aber diesen Genuß kann nur ehliche Verbindung gewähren. Wie sehr würde sich ein gutes Mädchen täuschen, welches, hingerissen von diesem Bilde, aus innigem Verlangen nach Muttergefühlen sich dem Jünglinge Preis gäbe, ohne

Erlaubniß der Gesetze, nur um von ihm ein Kind zu erzielen. Meistens ärndtet so ein gefühlvolles Mädchen statt der versprochenen Wonne nur Thränen des Kummers ein. Jedes mitleidige Auge betrachtet sie mit Wehmuth, und nennt sie eine bedaurenswerthe Gefallene; der rohere und grössere Theil blickt verachtungsvoll auf sie hernieder. Nur gar zu oft ist mit ihrer Unschuld auch ihrer Wangen Blüthe, ihres Herzens goldner Friede, ihr bürgerliches Glück verblüht. Das arme Mütterchen ist nicht Gattinn, ist nicht Mädchen mehr, sondern ein unseliges Mittelding.

Und wie könnte der Blick in die Zukunft für sie reitzend seyn, wenn sie den Säugling an den Busen legt? Viele Wege sind ihm — dem Unschuldigen — durch die Landesgesetze versperrt. Der Name Bastard läuft ihm gleichsam auf seiner Lebensreise voran, und raubt ihm allenthalben die gute Aufnahme. In dem Lächeln des Kindes liegt der stille

Vorwurf für die Mutter: ich habe dir deine künftigen Lebensfreuden verbittert. — Ihr muß bange seyn, wenn es sprechen lernt, und, andern Kindern gleich, auch gerne einen Vater haben möchte. Was soll die arme Mutter dem lieben Kleinen antworten? Eine Lüge, oder ein Geständniß ihres Fehltrittes? — Beydes würde einen schlimmen Grund zu seiner künftigen Sittlichkeit legen. Und wie wird es mit seiner Erziehung aussehen? Alles wird auf einem blossen Zufalle beruhen. Da ist kein Vater, der sorgte. Und wenn nur die Mutter einst statt der Kindesliebe, und Verehrung — nicht Haß, oder Verachtung einsammeln wird! — —

Liebes Mädchen! mit welcher Mutter wünschest du den Säugling an den Busen zu legen?

7.
Delikatesse.

Du schriebest mir, daß du es noch so weit zu bringen hoftest, mir jeden Kummer in deiner Miene unleserlich zu machen. — Dieses verstand ich nun in seinem ganzen edeln Sinne. Es ist allerdings eine Wirkung der liebreichsten Zärtlichkeit, dem Geliebten soviel, wie möglich, ein Geheimniß aus seinem stillen Leiden zu machen, um sie ihn nicht durch Mittheilung auch mit fühlen zu lassen. Diese Zärtlichkeit bringt jedem Herzen Ehre, in welchem sie erzeugt wurde. Allein ich halte nach meiner Ueberzeugung die Mittheilung für weit zärtlicher. Ueberdenke mit ruhiger Seele meine Gründe. —

Wir alle sind gleichsam zu Leiden gebohren, nicht als wären sie Endzweck des Schöpfers — nein — sondern aus diesen Leiden entwickeln sich die Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Natur, wir lernen uns selber kennen, fühlen unsre Grösse und Kleinheit, unser Alleinvermögen und unsre Abhängigkeit von andern Mitgeschöpfen, und vorzüglich von einem höchsten Wesen. Diese Leiden erhalten in uns den Gedanken an eine Zukunft — weil er der einzige Trostgedanke ist; sie erinnern uns, immer so zu handeln, daß wir einer guten Zukunft fähig und würdig werden.

Ein Männlein und ein Weiblein sezte der Schöpfer in die Welt, theils um der Fortpflanzung willen, theils zur wechselseitigen Aushilfe, zur Erleichterung der Leiden durch Mittheilung. Denn die Erfahrung hat es, seit Menschen sind, bestätiget, daß sich Leiden

verkleinern, und Freuden vergrössern, wo sie mitgetheilt werden. Davon halte ich mein Mädchen schon hinlänglich selber überzeugt. Mittheilung ist sonach weiser Wille des Schöpfers, Wille der gütigen Natur.

Indessen nehme ich dieß nur als Regel an in einem Zustande, welcher noch von der Einfachheit der Sitten nicht zu weit abgewichen ist. Menschen, die der Natur noch am nächsten sind, haben weder grosse Leiden, noch grosse Freuden; und Zahl und Grösse derselben verhalten sich im Durchschnitte bey allen gleich. Hier also hat Mittheilung immer diejenigen Folgen, welche von der Natur bestimmt sind, nämlich die Freuden werden vergrössert, die Leiden verkleinert.

Dieses Verhältniß verliert sich, je mehr die Menschen in den Stand der Kultur übergehen. Tausend Freuden, und mit ihnen eben so viele Leiden entstehen in Mitte der Ge-

sellschaften, wovon die Naturmenschen keine Begriffe und Namen haben.

Hier also entstand in dem Herzen der Edlern das Prinzip: sich einander nur die Freuden mitzutheilen, die Leiden, die eines jeden Privatverhältnisse erzeugten, zu verhelen. Dieses Prinzip nennen wir Delikatesse. —

Diese Delikatesse ist also eine gesellschaftliche Tugend. Und gewiß ist es, daß sie das Menschenleben unbeschreiblich angenehm macht. Aber nichts ist heikler, als ihre Gränzen zu bestimmen; nichts ist schwerer, als zu sagen, wo sie anfangen und aufhören soll; mit einem Worte: nichts ist delikater als — die Delikatesse. Unzählige Hindernisse setzen sich dieser schönen Tugend entgegen. In welchen Fällen, und wie, soll sie in Ausübung gebracht werden? Die Delikatesse will dem Mitmenschen jede unangenehme Em-

pfindung ersparen; und Noth und Pflicht heischen hundertfältig das Gegentheil. Die Delikatesse will dem vertrautern Mitmenschen jede Miene der Schwermuth verbergen, um ihn nicht ins leidende Mitgefühl zu ziehen; und die Natur gab dem Auge dennoch eben darum seine Thränen, der Stirne ihre Wölkchen, dem ganzen Gesichte seine Farbenmischung, um für den Leidenden auch bey versagender Sprache den Mitmenschen um Mitleid anzureden.— Du siehst, daß es die Delikatesse gegen die Natur anzukämpfen aufgenommen hat. Und wer darf sich je eines Sieges gegen diese Riesinn rühmen? Niemand.—

Alles Bemühen der Delikatesse ist fruchtlos. Aber wie? wenn Sieg gar nicht ihr Endzweck wäre? Wenn sie nur im Streite nach der Ehre geizte— erblickt zu werden?

So ist es auch, meine Liebe! das will sie. Gesehen zu werden, ist ihr Endzweck, ist ihre Siegeskrone.

Das gute Herz, als der Monarch, hat die Delikatesse in seinen Sold genommen; sie soll das Ländchen des Verdienstes um seinen Liebenden erobern, und es dann mit diesen Worten zu seinen Füssen legen: Sieh! wie ich gekämpft habe, dir die Zufuhr jedes Leidens abzuschneiden. —

So schön nun diese liebevollen Ritterzüge sind — so sind es im Grunde immer doch — nur Ritterzüge. —

Es sind reitzende Maskeraden in Domino und halben Visieren, unter denen jeder kenntlich ist.

Im Ganzen bringt die Delikatesse in der Gesellschaft die süssesten Früchte hervor — aber sie ist doch immer mehr Frucht des Treibhauses, als der Natur; sie ist mehr Galanterie, als kernhafte Tugend.

Indessen wünsche ich von Herzen, mich und alle Menschen im Besitz dieser artigen Tu-

gend: — aber von meinem Weibchen, das selber von der Seligkeit der Mittheilung so warm und so schön schreibt — erwarte ich — Mittheilung ihrer Freuden und Leiden. —

Wollte mein Weibchen so delikat seyn, alleine zu leiden: so würde ich wieder so delikat seyn, sie nicht alleine leiden zu lassen, weil verschwiegene Leiden noch einmal so schwer drücken. Würden aber dann beyde so delikat seyn wollen, einander aus jedem Kummer ein Geheimniß zu machen, so wäre der schöne Nebenzweck der Ehe — verlohren. Freud und Leid zu theilen, in Noth und Tod einander beyzustehen — das ist der Kontrakt der Ehe.

Aus diesem allen schliesse darum nicht, als wenn ich ein Feind der Delikatesse wäre: ich liebe sie; aber ich liebe Offenheit der Seele mehr. —

8.
Die moralische Mausfalle.

Es war einmal ein König — so erzählte mir einstens meine Amme, als sie mein Herz prüfen wollte — und der König war in Persien, und hatte eine wunderschöne Tochter. Die schöne Tochter — Fatime war ihr Name, zählte kaum sechzehn Frühlinge, als sie schon von vielen Freyern um Herz und Hand bestürmet wurde.

Fatime lächelte mit ihrem Huldblicke dem Prinzen Ibrakim zu; der königliche Vater hingegen bestimmte sie dem Abubekar.

Das war dir nun ein wahres Herzeleid. Ach! nur Liebende können es fühlen — niemand beschreiben. Abubekar war nun freylich seiner Fatime gewiß: aber wer will eine Hand — und wäre sie noch so niedlich, ohne Herz?

Er trat mit Ibrakim in Unterhandlung. Der liebevolle, schöne Ibrakim sah ein für allemal Fatimens Besitz für sich verloren; er konnte aber doch den Gedanken durchaus nicht ohne die schmerzlichste Empfindung sich denken, daß nicht Er, sondern der ältere Abubekar Fatimens Erstlinge pflücken sollte. Nur dieses gestatte mir, sprach er, der erste zu seyn, der sie der Liebe höchsten Gefühle kennen lehrt, nur die Brautnacht räume mir ein, und ich begebe mich aller andern Ansprüche.

Es ward genehmigt. —

Der Tag der Verbindung nahte. Fatime und Abubekar fuhren in kleiner Begleitung nach Ibrakims Residenz.

Im Walde, wodurch sie mußten, wartete ihrer eine Räuberbande. Der Hauptmann der Rotte hatte durch seine Kundschafter die Nachricht eingezogen, daß das Brautpaar viele Schätze, Juwelen ꝛc. ꝛc. mit sich führe.

Arme Fatime!

Die Dolche auf ihre schöne Brust gezückt, forderten die fürchterlichen Leute, herauszugeben, was Sie hätte. Fatime erzälte, (man müßte sie selber hören, um die Wirkung begreiffen zu können) — was für ein armes reiches Königstöchterchen sie wäre, wie sie liebte, ohne heurathen zu dürfen, und heurathen müßte, ohne lieben zu können.

Der Räuberhauptmann — das Pretiosenkästchen schon in der Hand — hörte, gab alles zurücke, und wünschte, ihr mehr geben zu können.

Das Pärchen kam bey Ibrakim an. Man denke sich den Empfang. Morgen sollte die Trauung seyn. —

Abubekar liebte zwar seinen Ibrakim: aber Fatimen selber in seine Arme zu führen — schien ihm doch ein zu grosses Opfer.

Fatime, welche von der Uebereinkunft der Freunde nichts wußte, fühlte bey jedem Blicke,

den sie unbemerkt auf Ibrakim warf, wie viel sie auf immer zu verlieren habe.

Ibrakim seufzte leise: in diesem Himmel soll ich mich mit der Seligkeiten Höchsten laben, um den Verlust nachher nur desto stärker zu fühlen! —

Die Sonne sank. Abubekar sprach zu Ibrakim, indem er ihn männlich stark an sein Herz drückte: Fatime ist vorbereitet; sie wartet dein. —

Ibrakim. Freund! halte Fatimen gut, und — geniesse, was dein ist, ungetheilt; ich thue Verzicht.

Abubekar. Und ich sollte mich von dir an Großmuth besiegen lassen? Sieh, nun ist Fatime dein, ganz ewig dein. —

Wer handelte nun wohl am edelsten, der Hauptmann Ibrakim, oder Abubekär?

Ueber die Ursachen und Folgen übler Laune.

Man klagt so oft, daß der guten Tage hie- nieden so wenige wären; und hört nicht auf, sich selber zu quälen. Wollten wir — und diese Erde müßte zum Paradiese werden; wollten wir — und die Wonne des Himmels würde unsern Busen füllen; indeß — wahrlich durch eigne Schuld! — bange Seufzer unsre Brust schwellen, und das reine Blau des Himmels sich in schwarze Gewitterwolken hüllt. — Va- ter der Menschen! sieh auf deine Kinder herab. Sie weinen, seufzen, klagen, murren — über sich, über ihre Brüder, und ach! nicht selten über dich selber. — Die Menschen zu quä- len, konnte nicht dein Wille seyn; wohl aber konntest du ihnen Leiden geben, um durch sie ihre Kräfte zu entwickeln, die entwickelten zu stärken, und sie zur höhern Bestimmung fähig zu machen. — Mann von Gott gesendet, Führer und Retter Israels! das war auch dein

Zweck in Arabiens Wüsten, aber auch dein Schicksal — verkannt zu werden vom murrenden Volke! —

Woher diese Unzufriedenheit der Menschen? Es lohnt sich der Mühe, jedem Uebel nachzuforschen; denn mit der Kenntniß desselben ist nicht selten auch das Heilmittel entdeckt.

"Ach Gott!" seufzt dort ein armer gequälter Diener — "der Herr, die Frau — "sind heute wieder sehr übler, sehr mürri-"scher Laune." —

Laune! wie? du wärest eine der Furien, die Menschenfreuden verscheucht? —

Was ist denn also Laune?

"Unter andern verstehen wir auch den Gemüthszustand darunter, wo ein gewisses Gefühl, ohne bis zum Affekte anzuwachsen, sich dermassen der ganzen Seele bemächtiget, und sich so ohne alle Zurückhaltung äussert, daß

alles, was man darinn sagt und thut, etwas Charakteristisches davon erhält." —

Man sieht aus dieser Erklärung, daß es auf das, was in diesem Gemüthszustande geäussert wird, ankomme, um bestimmen zu können, ob diese Aeusserungen Folgen einer guten, oder bösen Stimmung, ob sie den Namen der guten oder bösen Laune verdienen. Bestehet demnach das Charakteristische unsers Gemüthszustandes, wie wir ihn beschrieben, in Aeusserung solcher Reden und Handlungen, welche von Mißvergnügen, Unzufriedenheit, Ueberdruß, einem mürrischen Sinne, und unbehaglichem Gefühle zeugen, so belegen wir ihn mit dem Namen der bösen, mürrischen Laune.

Welches sind nun die Ursachen und Veranlassungen dieses unseligen Zustandes? Wodurch entstehet böse Laune?

1. Erziehung in der weitesten Bedeutung ist die Bildnerinn des Menschen. Alles was er ist, hat er ihr zu danken. Empfänglich für jeden sinnlichen Eindruck entwindet das vernunftfähige Thierchen sich der Mutter Schoos. Die erste Wirkung auf das Spiel seiner Sinne ist seine erste Stimmung, ist der erste Stoff, der das Räderwerk seines Leidens und Wirkens in Gang bringt. — Unter Schaafen wird der Zögling blöcken, unter Wölfen heulen lernen; bey Guten wird er gut, bey Bösen — böse werden. In Gesellschaft trübsinniger Menschen verfinstert sich auch unser Blick; fremde Thränen locken auch die unsrigen hervor. Im Zirkel froher Menschen schlägt sanfter und freyer unser Herz; froher Sinn theilt sich mit; ein reines Auge, eine sanft gebogene Linie um den Mund, ein schmelzender Ton haben nicht selten Thränen hinweg gelächelt, und Herzen verlorne Paradiese wiedergeschenkt. — Aus den Kanälen

der Mutterbrust schlürft also der Säugling schon — gute oder böse Laune ein. Wie der Vater, so der Sohn, wie die Mutter, so die Tochter. —

Laßt den Zögling aus schlammiger Quelle trinken; laßt seinen Blick nur Stirnefalten und Triefaugen sehen; sein Ohr nur Klagetöne hören; vergrabt ihn in schwermüthiger Wohnung, in fauler Zimmerluft; laßt ihn selten oder nie Gottes freye Natur schauen, und reinen Odem trinken; umgebt ihn mit geschmacklosen Gegenständen, lehrt ihn seinen Gott in Donnerwettern kennen, sprecht von Hölle ihm, gewöhnt ihn, aus Furcht der Strafe nur zu handeln, macht die Tugend ihm zur Despotenfrohn: und es wird ein Mensch — o nein, ein bejammernswerthes Ungeheuer aus euern Händen hervorgehen, das seinen Blick scheu — gleich der Eule vor dem Tage verhüllt, das zum Leben zu todt; zum Sterben zu feige ist.

Ein so gewöhnlicher, als wichtiger Erziehungsfehler ist es, wenn man in Gegenwart der Kinder über Dinge klagt, welche nicht von unsrer Willkühr abhängen, sondern nothwendige Erscheinungen, Bedürfnisse, unerläßliche Pflichten sind. Wozu die Klagen über schlimme Witterung, und ungünstige Jahreszeiten? Wozu die kindischen — Aeusserungen der Furcht bey Donnerwettern? — Wozu die unfruchtbaren Klagen über Theurung, über gewisse nothwendige Körperbeschwerden? Wozu das Aufzählen der Schweißtropfen im Dienste der Pflichten, die Vorwürfe des Undankes, und dergleichen? Ich weiß — Klagen — in so fern wir dadurch uns Mitgefühl, Mitleiden — diesen Linderungsbalsam — erwerben — sind ein Vorrecht der leidenden Menschheit: aber die ewige Wiederholung derselben — und im Angesichte der Kinder kann am Ende keine andere Wirkung haben, als auch sie zu Weh- und Klageweibern zu bilden, als auch sie

zu Söhnen des Jammers zu machen, die sich und ihren Brüdern zur Last fallen.—

2. Eine zweyte Ursache übler Laune ist die Geschäftlosigkeit. Der Mensch ist zur Thätigkeit bestimmt. Diese Bestimmung, diesen Drang fühlt jeder so sehr, daß er auch nach Erreichung seiner liebsten Wünsche, sogar im Greisenalter, nicht ruhen kann. In der That, so sehr Thätigkeit Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke ist: so scheint sie dennoch sich selber Zweck zu seyn. Zur Thätigkeit fordern den Menschen, trotz seiner Antagonistinn — Trägheit — alle seine Bedürfnisse, alle seine Leidenschaften, alle seine Pflichten auf. Freundlich winkt zwar im Hintergrunde der Zukunft — als Belohnerinn unsrer Bemühungen — die Ruhe. Sie scheint der Zielpunkt zu seyn, wohin alles strebt, wohin sich alles drängt. — Und doch vermag sie — die Ruhe — gleich der Buh-

lerin — nur auf wenige Augenblicke zu fesseln. Wir reissen uns aus ihren Armen los, werffen uns von neuem in's klippenvolle Meer der Thätigkeiten, und erlauben uns, nur ermattet im Dienste der Pflicht in ihren Schoos zurückzukehren. Wer nun so feige war, der Trägheit den Sieg über ihn einzuräumen; wer seine Bestimmung nicht erfüllet — der fühlet jenes qualvolle Leere in sich, das die Mutter übler Laune ist. Eine ähnliche Wirkung auf unsern Gemüthszustand haben auch Geschäfte, die mit unsern Kräften und Fähigkeiten im verkehrten Verhältnisse stehen; Geschäfte, die unsern Neigungen zuwider sind. Daher die üble Laune des Schwachkopfs, wenn er rathen und helfen soll; daher die üble Laune des Wollüstlings, des Schlemmers im Joche der ernsten Geschäfte.

Man durchwandle die Werkstätten des arbeitsamen Bürgers; man schleiche sich in die innern Zimmer der Grossen. Welche Verschie-

denheit der Gesichter, der Laune! Wie heiter dort; wie düster hier! Warum? Weil dort wahre nützliche Beschäftigung ist, — die erhält und nährt; hier — so oft nur Grimasse der Wichtigkeit in den Mienen. —

3. Sind die uns angewiesenen Geschäfte zwecklos, oder scheinen sie es auch nur; entspricht der Erfolg unsrer Erwartung nicht; ist, oder scheint uns der Kreis unsers Wirkens zu enge; ist uns irgend eine Aufgabe zu klein, oder zu groß; zu tändelnd, oder zu erhaben, zu kurz, oder lange daurend; werden wir durch Verrichtung des einen, von einem uns wichtigern, behaglichern, angenehmern Geschäfte ab- oder aufgehalten, z. B. durch langweiligen Besuch: so ist üble Laune eine gewöhnliche Wirkung auf unsern Gemüthszustand davon.

Von dieser Art übler Laune können auch die Edelsten befallen werden. — Der Recht-

schaffene erträgt aber mit standhaftem Muthe, was er muß. Mückenstiche achtet der Löwe nicht. — Der Mann von Lebensart und Welt weiß dem Sauertopfe ein Lächeln abzuzwingen.

4. Eine Quelle übler Laune ist auch das Versäumniß der Berufspflichten. Nur aus dem Bewußtseyn, unsre Pflichten erfüllt zu haben, quillt wahre Zufriedenheit mit sich selber. Unbestechlich richtet uns das eigne Gewissen, und vergilt jedem nach Verdienste. So süß die innere Stimme: du hast gethan, was du solltest! ertönt: so bitter muß der Vorwurf klingen: du hast deine Pflicht vernachlässiget! —

Diese Laune ist die Frucht eines edlen, noch nicht verdorbenen Herzens; sie ist die Tochter der Reue.

—— "Und weinst du, weil deiner Gespielinnen eine
"Nicht, wie von ihr du geglaubt, redlich und tugendhaft war?"

Klopstock.

5. Ueble Laune ist ferner eine unausbleibliche Folge der Uebersättigung in jeder Art des gröbern Sinnengenusses. Als Beyspiele mögen hier vorzüglich der Schlemmer, der Säufer und Wollüstling dienen. Die Folgen ihrer Uebersättigung betreffen fürs erste den Körper, und ziehen verhältnißmässig nach dem Grade der Vergehungen Beschwerden und Leiden nach sich.— In nüchternen Zwischenräumen rächet sich dann die richtende Vernunft an dem Thiermenschen, in dem sie spricht: Wehe dir, du hast deine sittliche Würde entheiliget!

6. Eine neue Ursache übler Laune ist die Schwäche der Nerven. Diese Schwäche ist nun entweder ein Erbtheil von unsern Aeltern, oder eine Folge unsrer Vergehungen; aber immer ist der leidende Zustand der Nervenkranken ein Zustand finsterer Laune. Zu fertige Empfänglichkeit jedes

Eindruckes von aussen, eine jedesmalige Ueberspannung verursachen jene Schlaffheit und Gleichgültigkeit für alles, was uns umgiebt, deren Dauer in unserm Gemüthszustande üble Laune heißt.

7. Größtentheils sind die Geschmacksdefekte eine Ursache übler Laune. Es giebt Augenblicke, Stunden, Tage im Leben des Menschen, wo ihm Schwäche der Kräfte, Zeit, Lage, Umstände jede ernste Beschäftigung entweder unmöglich, oder unräthlich machen. Wer nun in früherer Jugend die Bildung seines Geschmackes so ganz vernachlässiget hat, daß sein Auge weder an den Schönheiten der Natur, noch der Kunst Vergnügen fühlt, daß sein Ohr sowohl für die Harmonien der Musik, als der Dichtkunst taub ist — was soll er in diesen leeren Zwischenräumen anders thun, als die Fensterscheiben zählen? Und ist

dieses nicht das Schicksal aller hölzernen Brodgelehrten?

8. Endlich giebt es auch eine Art von Thoren, welche sich freywillig durch angenommene üble Laune das Ansehen von Büssung, von Bemitleidung menschlicher Schwachheiten, von Originalität, von Tiefsinn, von wichtigen Geschäften, von nichterkanntem, unbelohntem Verdienste — geben. Sie glauben durch den Aushängeschild übler Laune am besten allen Erdensöhnen kund und zu wissen zu thun, daß sie um eine Stuffe höher stehen. Was war weiland die Mönchstugend anders, als dieser Aushängeschild? Diesen Thoren muß man aus dem Wege gehen.

9. Die verächtlichste Klasse machen jene Menschen aus, welche nur alsdann guter Laune sind, wenn sie empfangen, und den Kopf hängen, so oft sie geben sollen. — Wie gerecht wird ihnen das, was sie besitzen, zur

Pein! Alles Geld scheint in ihren Händen Widerhacken zu bekommen, das sie nicht wegzählen können, ohne sich dadurch zu verwunden. —

10. Nicht selten ist auch Hochmuth, Rangsucht, Ahnenstolz eine Quelle übler Laune. Verachte andere: und du wirst auch von ihnen verachtet werden. Aber Achtung und Verachtung können unmöglich Jemanden gleichgültig seyn. Die Zufriedenheit mit uns selber beruht auf dem Grunde, daß wir die Menschenwürde in andern ehren, und uns ihrer Achtung würdig halten. Gott ist nur fähig allein zu seyn; er nur kann alles ausser sich entbehren; alles ausser Gott, ist für sich selber — nichts; ist nur im Zusammenhange, in Verbindung mit andern etwas. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. — Welch grosser Sinn! — Gott verband, Gott fügte zusammen — und der thörichte Mensch scheidet

scheidet wieder, und trennt! — Gott — er selber Aller Vater — gab auch seinen Kindern nur **einen** Menschenvater — damit sie eine grosse Familie wären; und die Stolzen sondern sich wieder in Kasten ab! Bedürfnisse des Geistes und des Körpers sind so viele Bänder der Vereinigung. **Einer allein** vermag nichts; tausend Hände müssen den Bissen verarbeiten, ehe ich ihn verschlingen kann; tausend Hände bereiten Werkzeuge meiner Vertheidigung, suchen Heilmittel gegen meine Krankheiten. — Jedes Leiden vermindert sich; jede Freude vergrössert sich durch Mittheilung. Kenntnisse berichtigen und erweitern sich, die Rohheit der Sitten schleift sich ab im Umgange mit andern — tausend Vortheile werden erzielt, und die Erhaltung des Universums ist nur allein dadurch möglich. — O ihr Stolzen, ihr, die ihr den Menschen nach politischen Zwecken in Klassen theilt, und euch oben ansezt — könnt ihr den

Gedanken nicht fassen, daß ihr allein nichts seyd? —

Ihr dünkt euch frey und unabhängig — und seyd doch Sklaven eurer Sinne, Knechte eurer Knechte. Die, welche in eurem eignen Hause sind — Hochmuth, Stolz, Ahnendünkel — sind eure eignen Peiniger geworden. — Durch diese Furien, die aus euern Augenwinkeln hervorglotzen, verscheucht ihr jedes ehrliche Menschengesicht von euch. Kleine Seelen nahen sich euch mit der Vorsicht der Pestknechte; grosse Seelen donnern euch mit einem Machtworte nieder, oder gehen euch, wie einem beladenen Wagen, aus dem Wege. Bläht euch dann, so viel ihr wollt, in euerm Stolze — es kommt der Augenblick, wo ihr Menschen seyd — ihr braucht Mitleiden, ihr braucht Rath, ihr braucht Hilfe, oder wenigstens irgend eine Wahrheit — und findet überall nur kaltes Lächeln, Achselzücken, oder

Schmeicheley — Ha! — dann — ist üble Laune freylich nur eine schwache Benennung eures Zustandes.

11. Es würde überflüssig seyn, alle möglichen Quellen übler Laune nennen zu wollen. Man müßte ein Verzeichniß aller wahren und eingebildeten Uebel liefern. — Welch ein Heer von Launen stellt nicht die Liebe? Welche finstere Gesichter verursacht nicht die Einförmigkeit jeder Art der Beschäftigung?

Ich sage mit einem Worte alles:

Jedes Mißbehagen, jede Unlust zieht nach dem Verhältnisse ihres Grades üble Laune nach sich. Zu bemerken ist indessen, daß der Gemüthszustand nur so lange den Namen der Laune verdient, als die Seele noch keine deutliche Vorstellung von den Ursachen dieser Unlust hat. So bald sich diese Ursachen, die Quellen übler Laune, der Seele deutlich dar-

stellen, so verschwindet die Laune; und — hat sie sich keine Verschuldung beyzumessen, so kehrt die natürliche Heiterkeit zurücke; haben wir aber im Gegentheile uns selber etwas vorzuwerfen, so tritt in dem Augenblicke dieser Selbstverurtheilung Reue, Kummer, Schaam oder Verzweiflung an die Stelle der Laune.

12. Ein verstärkter Grad und andaurender Zustand übler Laune ist die Hypochondrie. Ihre Ursachen sind diejenigen der üblen Laune, nur daß sie noch öfter körperlichen Ursprunges sind. — Wem ist aber unbekannt, daß ein zerrütteter Körper auch gröstentheils das Werk unsrer Leidenschaften ist? — —

II.

Welches sind nun die Folgen übler Laune?

1.

Die erste Folge ist das Versäumniß der geselligen Pflichten.

Umgang mit Menschen ist eine der heiligsten Pflichten. Die Natur verlieh uns mancherley Kräfte — und gewiß nicht — um sie unausgebildet zu lassen. Allein — da in einer Gesellschaft jedem eine bestimmte Stelle angewiesen ist, worauf er wirken soll: so ist es nöthig, daß ein jeder nur vorzüglich jene Kräfte ausbilde, welche zu dieser seiner einzelnen Bestimmung erforderlich sind.

Indem ich nun einzelne Vollkommenheiten erworben habe, so habe ich doch nie das Recht, auf die übrigen Verzicht zu thun. Die Ersetzung des (von der Gesellschaft nothwendig gemachten) Versäumnisses bleibt nun unerläßliche Pflicht jedes Einzelnen. Jeder hat mit seinem Nebenmenschen den stillschweigenden Vertrag geschlossen, daß er in so fern sich auf eine einzelne Vervollkommnung verwenden wolle, in wie ferne der andere sein Versäumtes ihm ersetzen würde. Dieser Ersatz ist also Pflicht; und geschieht im Umgange mit Menschen. Allein diesen Vertrag bricht der Mann mit der üblen Laune. Er ist sich selber bewußt, wie wenig er mit seiner sauren Miene willkommen ist; er zieht sich zurücke, und der Umgang mit Menschen ist ihm verhaßt.

2. Die Qualen, welche der Mann mit der üblen Laune sich selber verursacht, sucht

er durch Lieblosigkeit seiner Urtheile an Andern zu rächen. Durch die finstere Brille, die auf seiner Nase sitzt, sieht er alle Gegenstände um sich her in Nebel eingehüllt. Jede verzogene Miene, jeden Fingerzeig, jedes Achselzucken, jedes Wortgeflüster und Lächeln deutet er auf sich, hält es für Verhöhnung, für Spott, für Verrath. Die unschuldigsten Reden und Handlungen sind ihm verdächtig. Er beschäftiget sich damit, aus jedem einfachen Worte einen Doppelsinn herauszugrübeln; und so, wie die Biene überall nur aus Blumen den Honig heraussauget, so weiß sein unseliger Scharfsinn überall nur das Gift herauszuziehen.

3. Diese Fertigkeit stellt ihm bald das ganze Menschengeschlecht als hassenswürdig dar; ein kleiner Betrug, eine verrathene Hof-

nung, und der Menschenfeind ist fertig. Wenn Menschenliebe ein Schattenriß der Gottheit ist, was ist Menschenhaß?

Der Menschenfeind ist eine lebendige Leiche, die nicht begraben werden darf.—

4. Das Leben eckelt ihn an; die Freude floh aus seinem Herzen; die Schöpfung ist tod für ihn, er für sie. Ihn ergötzen die unschuldigen Spiele seiner eignen Kinder nicht mehr; jede Harmonie ist seinen Ohren ein Gekritsel auf Glas; der Frühling entfaltet seine Blüthen vergeblich für ihn; seine Freunde haben ihn alle verlassen — er steht allein in der Schöpfung im gräßlichen Leeren. Der Gedanke an Gott und Zukunft ist ihm eine Gebirglast auf der Seele. Er versuchts mit bitterm Witze, der ihn selbst verwundet, Gott aus seinem Himmel, die Seele aus

seiner Körperhülle wegzuspotten. Umsonst — er ist, leidet, und muß sich selbst jedes Mitleids unwürdig erklären. Seine Sinne verlassen ihn allmählig, er stirbt langsam gemartert dahin, und wünscht zu vergehen. —

III.

Laßt uns jedem Uebel zuvorkommen. —

Vergeblich ist des Arztes Hand,
Wenn Fäulniß schon die Knochen frißt.
So eilt, und ruft ihn zum Verband,
Wann Hilfe noch ersprießlich ist. —

Auf die erste That kommt es gewöhnlich am meisten an. Der erste Sieg entscheidet oft den ganzen Feldzug. — Die erste Bekämpfung seiner Selbst giebt oft die Herrschaft. — Und im Reiche der Moralität muß auch die spätere Bemühung, sich von einem Uebel zu befreyen, ihre guten Folgen haben. Wenn der Mensch will, so müssen Himmel und Erde. —

Fünfundvierzig Paradoxen der Liebe.

1. Die entstehende Liebe gleicht einem minderjährigen Könige; alsdann ist die Vernunft die regierende Herrscherinn. So lange der König minderjährig ist, herrscht diese Königinn; sobald er aber großjährig wird, wird sie ihm unterthan, und muß ihm gehorchen.

2. Die Welt behält in den Augen eines Liebhabers nie ihre nämliche Gestalt. Sie ändert sich mit dem Zustande seines Herzens. Ist er glücklich, so lacht alles um ihn her, alles ist ruhig. Die Nacht scheint ihm tausendmal schöner, als der Tag, ihre Finsternisse sind ein reitzender Schleier, hinter welchem sich das Vergnügen verbirgt, um zur Verführung zu locken. Ihr Stillschweigen ist ihm so gut, als die Sprache des Glücks selbst. Alles ist belebt. Jede Jahrszeit bringt mit

jedem Tage neue Freuden. Die ganze Welt schaft sich endlich zum Schauplatze der Glückseligkeit um. Ist er unglücklich, so scheinen ihm die Elemente durcheinander geworffen; der Tag ist ihm traurige Nacht; der Gipfel des Vergnügens ist für ihn äusserster Schmerz. Er athmet nicht mehr jene reine Luft, es ist nicht mehr jene lachende, und geschmückte Natur. Der Eigensinn einer Geliebten hat diese schöne Ordnung zerstört; der Himmel scheint ihm neu, die Sterne nicht mehr die nämlichen zu seyn.

3. Die Gewißheit geliebt zu seyn, macht öfters unbeständig.

4. Selten verlassen die Weiber ihre Liebhaber, um nichts mehr zu lieben; es geschieht allezeit, um einen andern zu lieben. Blosse Untreue hätte keinen Geschmack für sie, und würde sie nicht reitzen, ohne daß sie mit Treulosigkeit gewürzt wäre.

5. In der Liebe kennt man sich, weil man sich liebt; in der Freundschaft liebt man sich, weil man sich kennt.

6. Die Liebe ist die beste und sanfteste aller Sittenlehrerinnen. Sie mässigt alle Leidenschaften, ausgenommen die, welche sie selbst einflößt. Sie verbessert Verirrung und Thorheit; sie ändert das Herz; sie ordnet die äusserliche Gestalt. Wer wird es glauben? Der Eigenliebe sogar legt sie den Zügel an.

7. Ehrfurcht hält die Liebe im Zaume; sie kann sie verbergen, aber nie erstickt sie dieselbe; oft facht sie ihr Feuer nur heftiger an. Die Liebe ist den geistigen Getränken gleich, die desto mehr Stärke erhalten, je weniger sie ausdünsten.

8. Das Gefühl der Liebe ist so etwas, was alle Sprachen, die bey dem Thurme zu Babel entstanden — auf einmal losgelassen, doch nicht ausdrücken könnten.

9. Liebe kömmt auf einmal; sie wohnt Parterre: Freundschaft steigt Treppen.

10. Liebe ist ein Stäbchen — zum Spazierengehen: Freundschaft ein Knotenstock auf Reisen.

11. Liebe bleibt Liebe. Was verschwinden kann, war nicht Liebe.

12. Es ist mit der wahrhaften Liebe wie mit der Erscheinung der Geister. Jedermann spricht davon — und niemand hat sie gesehen.

13. Muth und Liebe sind die Fittiche zu grossen Thaten.

14. Was die Liebe thun kann, dazu hat sie auch den Muth.

15. Liebe ist immer vermummte Begierde eines Genusses, und hört dann auf, wenn nichts mehr zum Genuß reizt: Freundschaft, die auf Uebereinstimmung der Grund-

säße und des Geschmacks gebaut ist, endigt nie.— Ein Beweis, daß diese in der Seele liegt, und ihre Unsterblichkeit theilt; und jene im Blut; erkaltet dieses durch die Jahre, oder werden die Augen nicht mehr aufgefordert — fort ist die Liebe.

16. Begierde nach dem Besitze der Vollkommenheit ist— Liebe.

17. Mächtige Spannung, heroischer Schwung, innige Anhänglichkeit und freudige Aufopferung sind zu allen Zeiten die goldnen Früchte der wahren Liebe, und ihre untrüglichen Kennzeichen gewesen.

18. Liebe ist Ueberfluß des Geistes.

19. Liebe ist veredeltes Bewußtseyn seiner Selbst im Werthe seines Gegenstandes.

20. Liebe ist der Stimmhammer der Herzen zum Einklange.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

21. Die Liebe stirbt sehr oft mit der Begierde, aus der sie entstand.

22. Ein Mann, der muthig genug ist, der Sklave des Frauenzimmers, das er liebt, nicht seyn zu wollen, vergrössert ihre Achtung für ihn ungemein. Ihre Eitelkeit verzeiht ihm seinen Stolz, der seine Niederlage verzögert, und den Ruhm ihres Triumphs über ihn erhöht.

23. Der Liebhaber, der von seiner Leidenschaft redet, ohne sie durch Miene und Stimme auszudrücken, ist ein Betrüger; er sagt etwas, was er nicht fühlt.

24. Ein Liebhaber ist die Geburt der Empfindungen: ein Ehemann der Ueberlegungen.

25. Die Liebe ahmt die Mahler unsrer Zeiten nach — sie schmeicheln und mahlen — selten nach dem Leben.

26. Die Liebe ist, wie der Durst, eine brennende Begierde.

27. Wahre Liebe ist eben so sorgfältig, ihre Glückseligkeit zu verbergen, als jene frostige, welche Koketterie oder Langeweile zur Mutter hat, begierig ist, ihre Siege auszurufen.

28. Die zärtlichste und vertrauteste Liebe verhindert nicht, daß man sich nicht kleine Geheimnisse vorbehalten sollte, bey deren Entdeckung die Eigenliebe zu viel verlieren würde.

29. Liebe ist das Mittel, wodurch jener grosse Zweck der Natur — Fortpflanzung, Erhaltung der Geschlechter erreichet wird. „Unbekannte Triebe erwachen, von denen die „Kindheit nichts wußte. Das Auge des „Jünglings belebt sich, seine Stimme sinkt, „die Wange des Mädchens färbt sich: zwey „Geschöpfe verlangen nach einander, und

„wissen nicht, was sie verlangen: sie schmach-
„ten nach Einigung, die ihnen doch die zer-
„trennende Natur versagt hat, und schwim-
„men in einem Meer der Täuschung. Süß-
„getäuschte Geschöpfe geniesset eurer Zeit;
„wisset aber, daß ihr damit nicht eure klei-
„nen Träume, sondern angenehm gezwungen,
„die größte Aussicht der Natur befördert.
„Im ersten Paar einer Gattung wollte sie
„sie alle, Geschlechter auf Geschlechter, pflan-
„zen; sie wählte also fortspriessende Keime
„aus den frischesten Augenblicken des Lebens,
„des Wohlgefallens an einander; und indem
„sie einem lebendigen Wesen etwas von sei-
„nem Daseyn raubt, wollte sie es ihm
„wenigstens auf die sanfteste Art rau-
„ben.„*) —

*) Herders Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschheit 1 Thl. S. 79.

30. In wieferne nun der Trieb nach Einigung eines lebenden Wesens mit einem andern seiner Art in die Natur als Mittel der Erhaltung eingeimpfet ist: so ist klar, daß er fürs erste nur bey verschiedenen Geschlechtern statt habe, und daher nur noch den Namen der Geschlechtslust verdiene.

Diese leztere ist es, welche das Antheil aller zeugenden Wesen ist; und bey ihr bleibt auch eine geraume Zeit der Mensch stehen; und nur dem kultivirten, ausgebildeten Menschen wurde die Seligkeit aufbewahrt, die rohere Geschlechtslust zur Liebe — zu veredeln.

Geschlechtslust ist eine Blume, die wild wächst; Liebe — ein Gartengewächs. —

31. Aber wie gelang es der Mutter Natur, ein Band zwischen zwey getrennten Geschlechtern zu knüpfen? Wodurch ward es ihr möglich, sie zur Erfüllung ihres grossen Zweckes zu reitzen, und einander entgegen zu führen? — —

Das ganze Geheimniß heißt mit einem Worte: Form. Formen, das heißt — die Linien, Figuren, Gestalten, die Art und Gränze der Ausdehnung eines Stoffes — diese sind es, welche das Auge, das Ohr — anziehen, und unmittelbar in der Wahrnehmung oder Anschauung gefallen.

32. Gegenstände des Gesichts, und des Gehörs aber, in sofern sie durch ihre Form unmittelbar in der Wahrnehmung oder Anschauung gefallen, heissen schön in der engsten, und eigentlichsten Bedeutung des Wortes; folglich ist es nach einem veränderten Ausdrucke Schönheit, welche jenes Geheimniß der Natur ist, wodurch sie die Geschlechter zu Erfüllung ihres Zweckes einander näher bringt.

33. Dieses Vereinigungsmittel ist sinnlichen Ursprungs, und entsteht aus dem Anschauen und der Wahrnehmung schöner For-

men. Die Wirkung dieser schönen Formen auf meine Sinnlichkeit ist immer ein Wohlgefallen. Das Wohlgefallen aber kann sich auf verschiedene Arten des Interesse (in wieferne ich die Gegenstände auf mich beziehe) gründen. In dieser Rücksicht giebt es so vielerley Arten des Wohlgefallens, als es verschiedene Interessen giebt.

34. Gleichwie aber das Wohlgefallen am Schönen unintereſſirt ist: so ist auch Liebe nichts anders, als unintereſſirtes Wohlgefallen am Schönen, das sich am Manne oder Weibe findet.

35. Dieses unintereſſirte Wohlgefallen allein ist es, welches den Namen der Liebe verdient. Man kann sie daher die reine Liebe nennen. Die andern Arten heissen blosse Geschlechtslust, und sind nach Art und Stärke der Intension desselben bald roher, bald milder.

36. Worinn bestehet aber dieses uninteressirte Wohlgefallen des einen — an dem Schönen des andern?

Es ist dieses Wohlgefallen nichts anders, als jenes Lustgefühl, welches entsteht, wenn die Einbildungskraft bey dem Aufnehmen und Zusammenfassen des nach Einheit und Regel verbundenen Stoffes — in ihrer Thätigkeit mit der Handlungsweise des Verstandes harmonirt, oder in ein dem Verstande angemessenes Spiel geräth.

37. Schönheit des Gegenstandes ist nichts anders, als die Empfindung der Zweckmässigkeit ohne Zweck, die in unsern Gemüthskräften durch Betrachtung der Gegenstände veranlaßt wurde. — Liebe ist nichts anders, als die Empfindung der Zweckmässigkeit ohne Zweck in der Form des andern Geschlechtes.

38. Liebe dauert nur so lange, als das Schöne dauert, oder bemerkt wird: also eine Blume, die nur kurze Zeit blüht.

39. Liebe ist nicht Geschlechtslust — nur ein Abkömmling in absteigender Linie von ihr, der sich in den Adelstand erhoben.

40. Liebe ist zugleich — als süsses Gefühl — der Lohn für die nothwendigen Leiden der Menschheit.

41. Moralische Eigenschaften können keine Liebe — sondern Hochachtung, Schätzung u. s. w. einflössen, indessen verstärken sie die Liebe — indem, durch sie bestochen, die Einbildungskraft selbst die Formen des zwar minder schönen, aber tugendhaften Gegenstandes verschönert. —

42. Die verschiedenen Aeusserungen der Liebe gründen sich auf die verschiedenen Charaktere.

43. Bürgerliche Liebe denkt auf Dach und Fach.

44.

Liebe lebt von Gegenliebe!
Liebe ist der Liebe Lohn!
Liebe schuf die Nehrungstriebe—
Der Verwesung stolzen Hohn.

Liebe zeugt von Wonnemangel!
Gegenliebe ist Gewinn;
Liebe zieht mit ihrem Angel
Ferne Aehnlichkeiten hin.

Herrschest du Monarchinn— Liebe!
Ueber Erdenwesen nur?
Oder fühlet deine Triebe
Auch die ewige Natur?

Armer Gott! wenn du der Liebe,
Wie der Wurm, bedürftig bist!
Wenn das Spiel empfundner Triebe
Deine Wonnemalzeit ist!—

Armer Gott! wenn du alleine
Dir nicht End und Anfang bist;
Wenn die Menschheit im Vereine
Tochter und Geliebte ist!—

Vater! Urquell aller Liebe!
War die Wesenschöpfung dir
Nur Bedürfniß? — Doch! wo bliebe
Rettung deiner Stätheit mir?

Liebe schlingt die Rosenketten
Um das Homogene nur:
Und für Gottes Liebe hätten
Menschen ähnliche Natur?

Als der Ewige noch webte
In der Einsamkeiten Schaur:
Konnt' er lieben, was nicht lebte?
Liebt er erst seit kurzer Daur?

Als sein: Gut — von seinem Munde
Floß: war Liebe da für ihn
Seit der ersten Schöpfungsstunde
Neuer Fühlungen Gewinn?

Liebe schlingt sich um die Ranken
Armer Tugenden: Woran,
Bey der Menschen Tugendwanken,
Schlingt sich Gottes Liebe an?

Gott, als Gott die Menschen lieben!
Nein, das konnt als Gott er nicht:
Unvollkommenheiten lieben —
Ist, was ihm ja widerspricht.

Gott zu lieben — kalter Erde
Sohn! gelingt dir ewig nicht:
Aber Bruderliebe werde
Deiner Pflichten erste Pflicht.

Um Gott Liebe zu erschleichen,
Unterschob Religion
Ihm — weil Liebe nur bey Gleichen,
Einen Menschgewordnen Sohn.

Doch ist Gott ein Gott der Liebe;
Liebe nur kann Gottheit seyn:
Liebe — Wirkung blosser Triebe —
Diese Liebe, Mensch! ist — dein.

48.

Geschichte der Liebe.

Die Liebe quillt aus schönen Augen:
Sie pflegt aus Mund und Brust
Sich Nahrung einzusaugen;
Sie steigt zum Sitz der Lust,
Will taumelnd sich zum Gott erheben,
Strömt Leben hin, verdirbt,
Genießt, und seufzt, und tauscht für Leben
Den frühen Tod, und stirbt. *)

*) Incipit a geminis, perque os descendit, ocellis.
incidat in centrum donec Amoris amor.
Owen. L. I. ep. 158.

Valentin Löber, der im Jahre 1661 zu Jena eine Uebersetzung herausgab, verdeutscht es also:

Aus zweyen Augen tritt die Liebe durch den Mund,
biß sie der Lieb ihr Haus, und Mittelpunkt verwundt.

In einer Note versichert uns Löber, der sich einen Arzneykunst Ergebnen nennt, daß Centrum nichts anders, als— ein Mädchenherz bedeuten könne.

Der Mann mit der Sense;

eine

Toilettenvorlesung.

Die Zeit wird am nützlichsten angewendet, wenn dasjenige, womit wir sie hinbringen, zu unsrer Bestimmung hienieden – zur sittlichen Vervollkommnung – beyträgt.

Auch die gegenwärtige Stunde sey diesem Zwecke geheiliget. — Der Stoff, womit ich ihren Verstand zu beschäftigen gesinnet bin, ist keiner von denjenigen, die sich selber empfehlen. Die Einbildungskraft hat sein Aeusseres mit schwarzem Flor behangen; die Sprache hat seinen Namen mit einem Schrecktone bezeichnet; schwache Herzen zerfliessen bey dessen blosser Erwähnung in Thränen; starke Geister — zittern; der Gerechte schwebt zwischen Furcht und Hoffnung, der Bösewicht — verzweifelt. — Und ich sollte es wagen, durch dieses Wort die kurzen Blüten der Freude zu verwehen? ich könnte verlangen, nur gehört

zu werden? Noch mehr: ich schmeichle mir sogar, Sie angenehm damit zu unterhalten. Denn was ist angenehmer, als die Wahrheit? Ach! wie weit ists mit dir gekommen, Wahrheit! In den Zirkeln der grossen Welt ist dein edles offenes, freyes Betragen mit dem Namen der Ungeschliffenheit gestempelt; von den Predigtstühlen hat dich das Interesse des Priesterthums, von den Kathedern der Weltweisen das Interesse der Grossen der Erde, die unvernünftige Furcht vor der Vernunft, verdrängt. Arme, verwiesene Wahrheit! nur unter vier Augen, — und wie leise auch da — darfst du deine Stimme erheben! —

Es ist eine lobenswerthe Delikatesse, mit dem Erblindeten nicht über Licht und Farben zu reden; aber mit dem vernünftigen Menschen nicht darüber sprechen, was zu den Bedingnissen seines Daseyns gehört, was

ihn einst, frühe oder spat betreffen wird — ist mehr als Ziererey.

Man spricht von einer Spielparthie, die man auf heute Abends anzuordnen gedenket: und es wäre wider die Klugheit, von dem lezten unsrer Abende zu reden? Nur ein verdächtiges Wölkchen darf sich in heitern Sommertagen am Himmel zeigen, wenn wir einen Spaziergang machen wollen, und wir nehmen zur Vorsicht einen Regenschirm mit uns. Und wir sollten uns um keine Schutzwehr gegen den furchtbaren Mann mit der Sense umsehen? Wir verschlingen mit Heißhunger jede Wissenschaft, die nur irgend dazu beytragen kann, unser Leben angenehm zu machen: und sollten so nachlässig seyn, dem — Tode — dem Ende unsers Erdenlebens — einige ruhige Augenblicke zu schenken? —

Weg mit dieser undelikaten Delikatesse. Wir wollen dir ins Angesicht sehen, Tod, und

lächeln. Die Könige des Morgenlandes schienen nur darum ihren Unterthanen so furchtbar, weil sie sich ihrem Anblicke entzogen. Auf gleiche Weise hat uns auch die Einbildungskraft den Tod mit so schwarzen Farben geschildert, uns seine Majestät so schrecklich gemacht, weil wir bisher die Augen vor ihm verschlossen.

1. Unser Leben ist eine Vorbereitung zu einem andern. Alles, was in, und um uns ist, bestätigt diese Wahrheit. Ueberall Anlage: nirgends Ausführung; überall Plan: nirgends Vollendung. Unwissend treten wir auf den Schauplatz des Lebens; nur mühsam entwickeln sich die Kräfte thierischer und geistiger Naturen — und kaum haben sie sich nur von Ferne einiger Reife genähert, so verschwinden sie, gleich Lufterscheinungen, vor unsern Augen. Und wozu die Spanne Zeit? Zwecklos darf ich mir, ohne Lästerung der Gott-

heit, kein Daseyn denken; Der Mensch ward zur Erde in die Schule geschickt. Hör es, stolzer Herrscher! du bist mein Schulkamerad! —

Der Zweck der Wesen muß sowohl ihrer eigenen, als der Würde des Schöpfers entsprechen. Es wäre unter meiner Würde, bloß hienieden zu geniessen; hiezu wäre mir Vernunft nicht nur ein überflüssiges, sondern ein grausames Geschenk; denn sie ist es, die mich durch ihre Einwendungen gegen die Sinnlichkeit alsdann unglücklich macht.

Unter der Würde eines allweisen Schöpfers wäre es, so unzählige und grosse Veranstaltungen getroffen zu haben, nur um für die Sinnlichkeit gleichsam die Tafel zu decken. Nein, nach Gottes Ebenbilde ist der Mensch geschaffen — zur Aehnlichkeit mit seinem Originale empor zu streben — immer vollkommner zu werden — ist seine Bestimmung. —

Aber wer kann unser kurzes Erdenleben für mehr, als den ersten Schritt zu dieser weiten Reise ansehen? Hier also Anfang; jenseits des Grabes— Fortsetzung.—

2. Aber zwischen diesem Anfange, und jener Fortsetzung liegt eine Kluft, in die wir uns scheuen hinabzusehen. Das, was zwischen Leben und Unsterblichkeit liegt— ist der Tod, vor dem wir uns fürchten.

Was bist du denn, schreckliche Gestalt?

Trennung der Seele von dem Leibe— Abschied auf Wiedersehen in einer andern, bessern Welt.

Wie unbegreiflich! Man fürchtet sich, den Körper, diese Masse voll Unrathes, das Hinderniß unsrer Geistesvervollkommnung, die Fesseln, in denen wir so mühsam einhergehen, zu verlieren. Wo giebt es einen listigern, grausamern Feind, als die Hülle, die sich um unsern Geist geschwungen? Als diesen unsern

Leib, der mit seinen Sinnen unaufhörlich wider die Seele kämpfet? Und wir sehen mit wehmüthigem Blicke dem Tage des Sieges über ihn entgegen!

3. Der Tod nur ist jener Wohlthäter, der uns aus dem Gefängnisse befreyt, der uns den Eingang in das Land der Glückseligkeit öffnet. — Was wollen wir denn? Etwa ewig hier leben? Schrecklicher Gedanke! Ewig stehen zu bleiben, nimmer vorwärts zu rücken! Träger Gedanke! Mehr nicht zu verlangen, als was in die Sinne fällt. Undankbarer Gedanke! Eine Wohnung, die man nur auf eine gewisse Zeit aus Gnade erhalten hat, nimmermehr verlassen zu wollen! Schwindelnder Gedanke! Sich im ewigen Kreislaufe des gähnenden Einerley herumwälzen zu lassen!

4. Leben ist Aussaat — Tod die Sonne, welche die Früchte reift. Furcht des Todes ist Furcht der Aerndte; Furcht der Glückse-

ligkeit. Wie widersprechend! — Man fürchtet, jung zu sterben, und scheuet sich, alt zu werden! Wir fürchten den Tod, und lieben doch das Leben nicht, und quälen uns bis ans Grab mit unächten Vorstellungen des einen, wie des andern. — Sind wir nicht jenem Affen in der Fabel gleich, der Nüsse fand? Wir wünschen den Kern zu geniessen; aber die Schaale dünkt uns zu bitter. —

5. Hier also liegt sie verborgen, die Furcht des Todes — in der Sinnlichkeit. — Im Drange der Schmerzen rufen wir den Tod als Befreyer zu Hilfe: — kaum aber hat der Schmerz etwas nachgelassen, kaum hat uns irgend ein Sinnengenuß von Ferne mit süsser Hoffnung gelockt — und wir beben vor demjenigen, den wir kurz zuvor als Befreyer anflehten, zurücke. Die Schrecken des Todes kommen von sinnlichen Vorstellungen her. Wir fürchten ihn, weil wir Sterbende oft

sehr — leiden sehen. Wir schliessen, wie Kinder: die Arzney ist nicht gut, weil sie bitter ist. Allein das, was ihr seht, ist nicht der Tod. Ihr seht nur die Gährung der Materie, deren Bande sich auflösen. Und können wir wohl von dem äussern Anscheine mit Zuverlässigkeit auf innere Leiden schliessen? Und wenn auch bisweilen — ist dieses wohl immer und überall der Fall? Wie! wenn eben diese körperlichen Leiden der Trennung eine wohlthätige Veranstaltung unsers liebevollen Vaters wären, um die Seele, die in jenen lezten Augenblicken zu schwach ist, ohne Erschütterung den grossen Gedanken der entscheidenden Zukunft zu fassen, dadurch abzulenken; und sie also zu ihrem eignen Besten ins Mitgefühl mit ihrer bisherigen Wohnung gezogen würde? — — —

6. Die Schrecken des Todes kommen von übertriebener Schätzung irdischer Güter

her. Wir schliessen, wie Geitzige: so viele Schätze zurücklassen, ist ein grosses Uebel. — Armer Mann — arm mit deinen Millionen — denn dir fehlt es an Vernunft. Dir sind also deine Schätze nicht Mittel; sie sind dir Zweck. Das fabelhafte Alterthum beschämet dich; denn wisse, es gab seinen Todten nur einen Pfenning mit. — Doch — du lässest eine liebenswürdige Gattin, hoffnungsvolle Kinder zurück. — Darum ist dir der Tod so schrecklich? — Aber stirbst du denn allein wider den Willen desjenigen, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt? Oder hoftest du, besser für die Zurückgelassenen zu sorgen, als es derjenige thun wird, der die Lilje des Feldes kleidet? Laß ihnen Tugend zum Erbtheile, und stirb unbesorgt. — Wie! ich sollte nicht vor dem Tode zittern, der mich auf ewig von ihnen trennt? Sprichst du das im Ernste? Hoffest du auf keine Unsterblichkeit? Weißt du nicht, daß auch ihnen nur eine

Hand voll Tage zugezählet ist? Weißt du nicht, daß sie dir bald nachfolgen werden? Und — glaubst du jenseits nicht Ersatzes genug aus den Händen des Allmächtigen und Allgütigen zu erhalten? Bist du so wenig Freund des Guten gewesen, daß du verzweifelst, von reinen Geistern geliebt zu werden?

7. Die Schrecken des Todes entspringen aus der Besorgniß der Strafgerichte Gottes. Allein der Gerechte hat einen gerechten Richter, der Reuige einen gütigen Vater zu erwarten. Du zitterst dennoch? Wahrlich: entweder du mißkennest deinen Gott; oder es ist Unrath in deiner Seele. Wenn das leztere ist, so zittere, so zu leben, wie du bisher gelebt hast. Verschaffe dir ein besseres Bewußtseyn, und die Reinigkeit deiner Seele wird dich mit Muth ausrüsten. — Mißkennest du deinen Gott? Lerne — o lerne ihn kennen. Moses sprach zum Herrn: Laß mich deine

Herrlichkeit schauen! "Ich will meine "Allgütigkeit vor dir vorüberziehen lassen," sprach der Ewige.—

Der königliche Psalmist sang:

Allbarmherzig ist der Herr, allgnädig,
Langmüthig und von grosser Güte.
Er wird nicht unaufhörlich hadern;
Nicht ewiglich nachtragen seinen Groll.
Er handelt nicht mit uns, nach unsern Sünden;
Vergilt uns nicht nach unsrer Missethat.
(Ps. 103).

Du zweifelst noch an seiner Allgütigkeit, nachdem dir doch Jesus selber betheuert hat, daß Gott die Liebe ist? Jesus, dessen Zweck es war, uns von knechtischer Furcht einiges Zornes oder bevorstehender willkührlicher Strafen Gottes zu erlösen?

Sey gerecht, und der Heilige wird dich selig machen; aber seliger kann er dich frey-

lich nicht machen, als du würdig bist, als du verdienest.

8. Hast du so schwaches Zutrauen auf den größten aller Menschenfreunde? Sieh! er hat den Tod selber geschmeckt, da er ihn hätte vermeiden können, seine Lehre dadurch versiegelt, durch seine Auferstehung uns der Unsterblichkeit versichert. Wer so sterben, so sich der Wahrheit opfern kann, wie Er: der kennt erhabnere Güter, als Sinnengenuß, der zieht die Tugend seinem Leben selber vor.— Aber auch er war betrübt, auch er zitterte vor dem Tode, auch er wünschte, diesen bittern Kelch nicht trinken zu dürfen?— Wie anders? Er zitterte— weil auch er ein Mensch war, aber weniger um des bevorstehenden Todes willen, als der niederschlagenden Gedanken wegen, daß sein Sterben nicht allen so beseligend seyn werde, als es seine Seele wünschte. Er zitterte in Gethsemane — aber er

sprach: "Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine, mein Vater!" —

Sie sehen aus dem Beyspiele Jesus, was die Vernunft berechtiget ist, von dem Menschen zu fordern. Nicht Gefühllosigkeit, sondern Standhaftigkeit; nicht Verachtung des Lebens, sondern Befreyung von knechtischer Furcht; nicht muthwilliges Hingeben in den Tod, sondern Bereitwilligkeit den Willen des himmlischen Vaters zu erfüllen.

Nicht ohne weise Absicht hat uns der Schöpfer mit einer natürlichen Furcht vor dem Tode versehen. Wenn der Unglückliche — verfolgt vom Schicksale und den Menschen — hilflos da steht, ihm keine Lebensfreude mehr winkt, keine Hoffnung mehr im Busen wurzelt, die Schöpfung rund um ihn her für ihn dahinstirbt — ach! wie ertrüg er die Zentnerlast seines Lebens, was hielt ihn noch zurücke, sein eigner Mörder zu werden, wenn es

nicht— die Furcht des Todes wäre? Allein von dieser Furcht ist hier die Rede nicht: wir reden von dem Schrecken, den uns der Ruf des liebevollen Vaters selber verursacht; wir reden von jener knechtischen Furcht, die uns Uebel erwarten läßt, wo keine sind; wir reden von jenem kindischen Sinne, vermöge welchem wir uns selber die wenigen frohen Tage des Lebens verbittern, vermöge welchem wir uns von einem eingebildeten Uebel befreyt zu seyn wünschen, dem wir, wenn es je ein Uebel ist, unmöglich entgehen können, vermöge welchem wir uns gegen das Gesetz der Nothwendigkeit sträuben.

9. Diese Schrecken des Todes kommen von Vernachlässigung der öftern Erwägung des Todes her. So fürchtet ein Kind einen Fremdling.— Es kömmt ihm näher— jezt spricht es mit ihm, und sieht, daß er— freundlich ist. Tausend Beyspiele überzeugen uns,

daß auch die schrecklichsten Dinge ihr Schreckbares verlieren, wenn man mit dem Gedanken an Sie vertrauter geworden ist.

10. Allein wie vieles umgiebt uns, das gerade darauf angelegt scheint, das Schreckliche und Furchtbare des Todes in uns zu erhalten! Wozu das laute Schluchzen um das Bette des Sterbenden? Heilig sind mir die Thränen des Schmerzens: aber heilig sollte auch euch die Ruhe des Sterbenden, heilig sollte euch die reine Seele der Kinder seyn, in die ihr eure Vorurtheile, die ihr vom Tode heget, hinüberweinet.— Wozu die zeremoniösen Schreckanstalten, das Murmeln von Gebetformeln? O laßt seine Seele in Ruhe; der Wurf ist gefallen; sein geführtes Leben wird entscheiden; diese wenigen Augenblicke werden nichts ungeschehen machen können,— So wahr der Ewige lebt, unser Leben ist kein Spiel, wo die lezte Karte gewinnt.—

Wozu das Brennen der Lichter? Wenn es in der Seele der Sterbenden nicht helle ist, so könnt ihr die Welt anzünden — er wird darum keine schönere Zukunft erblicken. Wozu die gräßlichen Leichenzüge? — die schwarze verschlingende Farbe? — die Posaunentöne, das barbarische Geheul der Priester, oder Chorjungen, das Schwenken der Rauchfässer? — Wozu das geschmacklose Aufstecken schwarzer Kreuze auf den Gräbern? Wozu das Knochengerippe in allen Abbildungen des Todes? Wozu das Todtenopfer, als müßte die Seele des Todten der Hölle abgekaufet, oder die Gerechtigkeit des Richters bestochen werden? —

Himmlischer Vater! wie sich deine Kinder selber täuschen! Und das thun Lehrlinge deines liebsten Sohnes: Christen?

Die Heiden waren hierinn klüger: sie bildeten den Tod als einen Jüngling ab, mit

der einen Hand den Zeigefinger erhebend — mit der andern die Fackel umstürzend. Sie sind es, welche die Unsterblichkeit durch den Schmetterling sinnlich darstellten; und die Ewigkeit durch die geringelte Schlange. Doch wenden wir uns zur leblosen Natur selber. Wir werden finden, daß Gott überall zu uns redet. Die Natur selber lehrt uns täglich sterben. Die Sonne gehet auf, es wird Mittag — die Abenddämmerung naht heran — allmälig verlieren sich die Stralen des Lichtes — es wird Nacht. — Ist nicht jeder Tag die Abbildung unsers Lebens? Der Morgen ist unsre Jugend: Mittag die Mitte unsers Lebens — Abenddämmerung das naheude Ende — Nacht — der Tod. Aber wer erschrickt über die Nacht, da er weiß, daß nach wenigen Stunden die Sonne den Erdkreis neuerdings erleuchten wird?

Wer will sich vor dem Tode noch fürchten, da er weiß, daß aus der Nacht des Gra-

des ein ewiges Licht für ihn hervorglänzen werde? —

Wohlthätiger Balsam der Natur, holder Schlaf — sey du uns künftig ein Sinnbild des Todes. Laßt uns mit Mühe unser Tagwerk vollbringen, mit weiser Mässigkeit unsere Bedürfnisse befriedigen — um ruhig zu schlafen. Laßt uns so auf Gottes Wege beharrlich wandeln bis ans Ende, um ruhig zu sterben. —

Einzelne Gedanken.

1. Jammere nicht so sehr, wenn dir der Tod deine Lieben von der Seite nimmt. Geliebte Personen machen uns dieses Leben erträglich, so lange sie bey uns sind, und das künftige zu erwünschen, wenn sie von uns scheiden. Wenn uns gute Freunde vorangehen, so bekömmt man auch Lust, einzupacken.

2. Wer nach einer trüben Stunde dem Tode ruft, ist ein Weib; wer ihn auch nach einer frohen noch gut findet, ein Mann. Er legt das Leben, wie ein Kleid ab, das ihm zu enge ist; schlägts, wie ein Buch zu, wovon die bessere Fortsetzung künftig folgt.

3. Was hat der zu fürchten, der auf den Tod hoffen darf?

4. Sterben heißt Leben; und Leben ist ein ewiger Tod.

5. Wir alle sind Pilgrime. Die Welt ist für einen klugen Reisenden höchstens eine Hauptstadt. Er läßt sich das Merkwürdige zeigen, für einen Gelehrten eine öffentliche Bibliothek; er sieht die Titel: beyde bestellen Postpferde: weiters.

6. Der Mensch geht in dieser Welt beym lieben Gott in die Schule. Der Tod befördert ihn zur Akademie.

7. Diese Erde ist ein Treibhaus: der Tod ein Gärtner Gottes; er versezt uns in bessern Grund.

8. Ein weiser Mann muß aus dem Leben, wie von einem Gastmale, bescheiden weggehen.

Die beyden Getrösteten

von Voltaire.

Der grosse Philosoph Citophile sagte eines Tages einer Dame, welche untröstlich war, und Ursache hatte, es zu seyn: die Königinn von England, eine Tochter Heinrich IV, des Grossen, war eben so unglücklich, als Sie: sie ward gezwungen, ihre königlichen Länder zu verlassen; das stürmende Meer, dem sie sich anvertraute, drohte ihr den Tod; ihren erhabenen Gatten sah sie mit eigenen Augen auf dem Mordgerüste sterben. Ich bedauere sie, versezte die Dame, und fuhr fort, ihr eignes Unglück zu beweinen.

So erinnern Sie sich doch, sprach Citophile, der Maria Stuart: Sie liebte auf die anständigste Art einen rechtschaffenen Tonkünstler, der eine sehr schöne Tenorstimme hatte. Vor ihren Augen tödtete ihr Gemahl ihren Musiker; endlich wurde ihr selber, auf Befehl ihrer guten Freundinn und Anverwandtinn, der jungfräulichen Königinn, Elisabet, wie sie sich selber nannte, auf einem schwarzbehängten Blutgerüste der Kopf abgeschlagen, nachdem sie in einem 18jährigen Gefängnisse geschmachtet hatte.— Sehr grausam— antwortete die Dame, und versenkte sich in ihre Trauergefühle.

Sie haben vielleicht, fuhr der Tröster weiter, von der schönen Johanna von Neapel sprechen hören, welche gefangen, und— erdrosselt wurde! Es schwebt mir noch dunkel im Gedächtnisse, gab die Trostlose zur Antwort.

Ich muß ihnen das Schicksal einer Herrscherinn erzählen, die in unsern Tagen nach dem Abendessen ihres Thrones beraubt wurde, und auf einer wüsten Insel starb. Ich weiß die ganze Geschichte, erwiederte die Dame.

Nun denn, so lassen sie sich berichten, was einer andern grossen Prinzessinn begegnete, welcher ich in der Philosophie Unterricht gab. Sie hatte einen Liebhaber, wie sichs von einer erhabnen und schönen Prinzessinn von selber versteht. Der Vater tritt in ihr Zimmer, und überrascht den Liebhaber, dessen Gesicht glühte, und dessen Auge gleich dem Karfunkel Feuer sprühte. Die Farbe der Prinzessinn spielte gleichfalls ins Hochrothe. Die Gesichtsfarbe mißfiel dem Vater so sehr, daß er einen Schimpf über den jungen Mann verhängte, der bisher in seinem Lande noch unerhört war. Der Liebhaber

ergrif ein Paar Zangen, und zerschmetterte dem guten Vater den Kopf damit, der mit Mühe genaß, und noch die Narbe von jener Verletzung trägt. Die Liebende sprang im Schrecken zum Fenster hinaus, und verrenkte den Fuß. Bis auf diese Stunde hinkt sie deßwegen merklich, da ihre Bildung übrigens untadelhaft ist. Der Liebhaber wurde zum Tode verdammt. Denken sie sich die Lage der Prinzessinn, als ihr Geliebter zum Richtplatze geführet wurde. Ich sah sie öfters während ihrer Gefangenschaft; sie sprach von nichts, als ihrem Unglücke. — Und ich sollte an das meinige nicht einmal denken? sagte die Dame. — Durchaus nicht, antwortete der Philosoph, und es würde ihnen sehr übel lassen, den Muth zu verlieren, nachdem sie die Unglücksfälle so vornehmer Damen vernommen haben. Erinnern sie sich der Hekuba, erinnern sie sich der Niobe.

Glauben sie wohl, erwiederte die Dame, daß die Erzählung meines Unglücks diese grossen Prinzessinnen, wenn ich zu ihrer Zeit gelebt hätte, getröstet haben würde?

Des andern Tags verlohr der Philosoph seinen einzigen Sohn. Der Schmerz machte für sein Leben fürchten. Die Dame ließ ein Verzeichniß aller Könige aufsetzen, die ihre Kinder verlohren, und überbrachte es dem Philosophen; er las, und fand die Liste sehr genau, aber seine Thränen flossen darum nicht minder. — Drey Monde nach diesem Vorfalle sahen sie sich wieder, und fanden sich zu ihrer Verwunderung beyde sehr aufgeräumt. Sie liessen der Zeit eine schöne Statue errichten mit der Innschrift: Der besten Trösterinn. —

Der Blick in andre Welten.

Hier in diesem Erdenleben
Ward uns eine Spanne Zeit
Zur Empfänglichkeit gegeben
Für die grosse Ewigkeit.

Oede war noch Gottes Erde,
Schau'rlich-einsam Raum und Zeit;
Schön, und fruchtbar, sprach Er — werde
Sie durch Menschen Strebsamkeit.

Aber viele Thränen blühten
Ueber Wangen in den Sand,
Bis nur Ros' und Nelke glühten,
Und der Schnitter Garben band.

Mangel, Krankheit, Noth und Schmerzen,
Die uns Gott zu Lehrern wies,
Quälten stark, und Aller Herzen
Nagten Angst und Kümmerniß.

An dem Eintritt in das Leben
Winden diese Schlangen sich
Um der Menschheit Lenden, geben
Keinen los, eh' er verblich.

Menschenfeindlich Wesen! quälest
Du zur Lust, was Gott erschaft?
Oder — Gott der Liebe! stählest
Du zu Thaten unsre Kraft? —

Ja; nur an dem Stamm der Leiden
Schlängelt sich die Freud, hinauf:
Und die reinsten Menschenfreuden
Sind der Schmerzen süsser Kauf.

Von der tiefsten Wesenstufe
Sollten wir zur höchsten hin
Aufzustreben nach dem Rufe
Eigner Wünsche uns bemühn.

Aller Menschen Herzen füllen
Durst und Unersättlichkeit;
Seligkeiten-Durst zu stillen
Reicht nicht hin die Ewigkeit.

Gott ist Gott — das Ziel der Wesen —
Ewig unerreichbar Er —
Und dem Guten, wie dem Bösen
Lezter Ziel-Wunsch, Wonne-Meer.

Seyn — ist seiner Gnade Spende;
Werden — Freyheits-Selbstgewinn!
Himmel fällt in Wucherhände
Als verzinste Freyheit hin.

— Jeder bringt in Fähigkeiten
Seinen Himmel selber mit;
Aussaat jezt — in blauen Weiten
Reift der Thätigkeiten Schnitt.

Immer aus sich selber spinnet
Rastlos jedes Wesen sich
Stärker Fäden, und gewinnet
Nahrung Gottes ewiglich.

Einfach sind des Weltalls Triebe:
Thätigkeit zeugt Seligkeit;
Das Erzeugniß freyer Liebe —
Seligkeit ist — Thätigkeit.

Hoch am Himmel winkt den Blicken
Jedes Dulders Sabbath=Ruh
Aus den Sternen, und Entzücken
Lächelt frommer Hofnung zu.

Durch des stillen Grabes Höle
Hin — zum lichten Sternenlauf
Schwingt sich jedes Menschen Seele
Einst in beßre Welten auf.

Nur noch eine Hand voll Tage —
Und ein Wink von dort herab —
Daß ein Engel mich dann trage
Zu den Sternen durch das Grab.

Von den ewigen Strafen.

Ich versprach dir meine Gedanken über die ewigen Strafen schriftlich mitzutheilen; und mit Vergnügen erfülle ich hiemit mein Versprechen.

Ich werde den ganzen Aufsatz in Paragraphen eintheilen. Ich bitte dich, jeden derselben wohl zu überdenken.

1. §.

Gott ist unendlich gütig: dieß ist die Bewegursache, warum er die Welt erschuf. Gott ist höchst weise: dieß ist der zureichende Grund, wodurch es erweislich ist, daß er die besten Mittel zum besten Endzwecke sich werde vorgesezt haben.

2. §.

Der beste, und dem Begriffe Gottes angemessenste Endzweck ist— vollkommene Sitt-

lichkeit, und dieser proportionirte Glückseligkeit der Geschöpfe. Alles ist zur verhältnißmäßigen Glückseligkeit erschaffen worden, der Mensch zur vorzüglichsten, so, daß andern Wesen nur darum Glückseligkeit scheint zu Theil geworden zu seyn, um als untergeordnete Mittel die Glückseligkeit des Menschen zu befördern, und zu erhöhen.

3. §.

Wenn sich ein weiser Mensch etwas zum Endzwecke macht, so fodert es die Vernunft, daß er auch auf Mittel bedacht sey, denselben zu erreichen. Gott wollte den Endzweck — Glückseligkeit: er muß also auch nothwendig die Mittel wollen.

Welches sind nun die Mittel, die Geschöpfe glückselig zu machen?

4. §.

Daseyn — ist schon eine Stuffe, die erste von Glückseligkeit. Vielleicht daß das Mi-

nerale nach und nach zur Pflanze; die Pflanze zum Thiere; das Thier zum Menschen; der Mensch zum vollkommenen Wesen wird. Wir bleiben hier beym Menschen stehen.

5. §.

Der Mensch unterscheidet sich von andern Thieren hauptsächlich durch die Vernunft.

6. §.

Die Seele des Menschen hat ein immerwährendes Bestreben, sich neue Vorstellungen zu erwerben, sich, gleichsam nach allen, mit ihrem Wesen übereinstimmenden Gegenständen auszudehnen. Und dieses Bestreben wird das Mittel, wodurch der Mensch fähig gemacht wird, immer besser zu denken, immer besser zu empfinden, immer zu bessern Handlungen bestimmt zu werden, das heißt: immer zur grössern Vollkommenheit zu gelangen.

7. §.

Mittels der Sinne erlangen wir Stoff zu einer Erkenntniß; der Verstand ist ein Vermögen, den gegebenen Stoff zu denken, zu einer Erkenntniß zu verarbeiten. Vernunft ist das Vermögen, den Zusammenhang allgemeiner Wahrheiten einzusehen, zu schliessen, oder versteckte Verhältnisse durch Mittelideen zu entdecken. Mit diesen Vermögen versehen vermag der Mensch mittels seiner Ausbildung das Gute und Böse, Nützliche und Schädliche zu erkennen. Seine natürlichen Triebe leiten ihn zu Handlungen; Erfahrung lehrt ihn die Folgen kennen.

8. §.

Die Mittel zur Glückseligkeit des Menschen hat der Schöpfer demnach in den Menschen selbst hineingelegt. Der Mensch hat also in sich selbst die Mittel, sich zu vervollkommnen, und durch diese Vervollkommnung glückselig zu werden.

9. §.

Nun fragt sich, ob des Menschen Bestimmung sich mit diesem Erdenleben endige, oder ob sie sich weiter erstrecke? Gottes Güte läßt uns das leztere hoffen, seine Allmacht zeugt dafür, daß er unsrer Bestimmung weitere Grenzen habe setzen können, und seine Weisheit ist uns Bürge, daß er es wirklich gethan habe. Die Eigenschaften unsrer Seele bestärken uns in dieser Hoffnung; unser inniger Wunsch nach Unsterblichkeit, der in der Natur liegt; die hienieden blos angefangene, und nicht vollendete Vervollkommnung, die unentwickelten Folgen des Guten und Bösen — all dieses läßt uns keinen gegründeten Zweifel mehr übrig.

10. §.

Die zwote Frage ist: Wenn wir Menschen auch nach der Trennung der Seele vom Leibe noch fortleben werden, wenn wir uns

der Unsterblichkeit, gleich Gott, zu erfreuen haben: wie wird alsdann unser künftiger Zustand beschaffen seyn? —

Es muß einmal ein anderer seyn, ein Zustand, der sich von dem gegenwärtigen unterscheidet, der sich zu dem jetzigen wie Wirkung zur Ursache verhält. Alles hat seine Folgen, jede Ursache ihre Wirkung: warum wollten wir allein annehmen, daß das Bestreben nach Vollkommenheit oder Unvollkommenheit keine Folgen habe?

11. §.

Was heißt Unsterblichkeit anders, als Fortdauer unseres Daseyns? Es kann also keine Lücke zwischen dem lezten Punkte unseres irdischen Seyns, und zwischen dem Punkte des jenseitigen gestattet werden. —

Was heißt aber das Bestreben nach Vollkommenheit? Tugend. — Was ist Tugend? Eine Fertigkeit in Hervorbringung des Guten.

Wie! die hienieden erworbenen Fertigkeiten sollten mich nicht hinüber begleiten? Was ich hier am Guten gesammelt habe, sollt' ich durch den Tod verlieren? und jenseits wieder anfangen auf ein neues zu sammeln? — Das hiesse in Bodenlose Fässer Wasser schöpfen. Unmöglich; die Fertigkeiten, die ich mir in meinem jetzigen Zustande erworben habe, müssen mich in der Hinüberreise nicht verlassen, müssen mir dienen, mich für jenen Zustand, worein ich durch den Tod versetzet worden, fähiger, und zu weitern Fortschritten tauglicher, der weitern, höhern Glückseligkeit empfänglicher zu machen.

12. §.

So, wie demnach jede hier erworbene Fertigkeit im Guten mich jenseits begleitet: so begleitet mich auch jede Fertigkeit im Bösen. Die guten Handlungen haben ihre guten Folgen, daher müssen nothwendig auch

die bösen Handlungen ihre bösen Folgen haben. Die Folgen der bösen, als guten Handlungen sowohl müssen mit der Moralität, und Unmoralität der Handlungen selbst im genauesten Verhältnisse stehen.

13. §.

Gottes lezter Schöpfungs-Endzweck war vollkommene Sittlichkeit, und dieser proportionirte Glückseligkeit. Diesen Endzweck muß er also auch nothwendig erreichen. Läßt er nur ein einziges Geschöpf ewig unglücklich werden, so ist er nicht ein gütiger, nicht ein allmächtiger, nicht ein weiser Gott.

14. §.

"Aber wie? Dieses scheinet ja mit dem "obigen im Widerspruche zu seyn? Nur der "Gute kann glückselig werden; der Böse muß "unglückselig werden?

Hier sind wir bey unserm Ziele; dieses ist der Hauptpunkt, weßwegen wir so weit

ausholten. Wir wollen die Sache etwas genauer erwägen.

15. §.

Setzen wir: ihrer zween hätten den Auftrag erhalten, von Wien nach Rom zu reisen. Beyde machen sich auf den Weg; allein der eine aus ihnen verweilet sich unterwegs hier und dort, betritt verschiedene Nebenwege, indessen der andere geraden Wegs, mit unermüdeten Schritten seine Reise fortgesetzet hat, und jezt an Ort und Stelle ist.— Wo bleibt der erstere? Will man sagen: er werde niemal nachfolgen? Ich glaube, doch; aber später.

Und nun? Eben so verhält es sich mit der endlichen Glückseligkeit aller Menschen. Alle sind berufen ins Land der Glückseligkeit, alle treten mit diesem Leben die Reise dahin an; aber nicht alle gehen gleiches Schrittes, nicht alle geraden Weges dem Ziele zu.

Ohne Gleichniß: Alle gelangen endlich, der eine früher, der andere später zur Glückseligkeit, welche ihrer Sittlichkeit aufs genaueste proportionirt ist, so — daß die Sittlichkeit die Bedingung, das Verdienst; die Glückseligkeit das Bedingte, im figürlichen Sinne — der Lohn, die Krone ist.

Nichts kann daher der gesunden Vernunft, und mithin auch der Lehre Jesu mehr widersprechen, als die Vertheidigung der positiven ewigen Strafen.

16. §.

Im Reiche der Geister lassen sich keine positiven Strafen denken. Wenn sich im Geisterreiche positive Strafen denken liessen, so müßten diese Strafen aus der Natur der Verbrechen nothwendig folgen, oder nicht.

Wären diese Strafen nothwendig aus der Natur der Verbrechen fliessende Folgen, so wären sie eben dadurch keine positiven

Strafen, sondern natürliche Folgen, und nur indirekte Strafen: denn was aus der Natur eines Dinges nothwendig fließt, das entspricht der Natur desselben, das fließt als eine natürliche Folge daraus.

Wären die Strafen keine aus der Natur der Verbrechen nothwendig fliessende Folgen, so wären sie ungerecht, unweise: denn Gott handelt nicht als ein eigensinniger Despot, der befiehlt, ohne das Beste seiner Untergebenen zu beabsichten; sondern er befiehlt als Vater, das Böse zu meiden, weil aus diesem Bösen keine andern als schädliche Folgen entspringen können für seine Kinder. Gottes Gebote und Verbote beruhen auf keinem Menschenähnlichen Eigensinn, sondern auf weiser Güte, womit er den Menschen angezeigt, was für sie gut, und was für sie schädlich ist. Es wäre daher unweise von Gott, wenn er positive Strafen zum abschrekenden

Beweggrund vor dem Laster gestempelt hätte. Zu geschweigen, daß Tugend aus Furcht der Strafe ausgeübt, aufhört Tugend zu seyn, und blosse Legalität ohne innern Werth ist, so wären auch positive Strafen als Mittel betrachtet, die Tugend zu erzwecken, ganz und gar unzureichend. Nicht nur, daß es uns sonach unerklärbar bleiben würde, warum Gott z. B. das Stehlen, die Unmässigkeit verboten hätte, so würde auch der weit grössere Theil der Menschen gar keine Verpflichtung zur Tugend haben, weil der weit grössere Theil der Menschen theils von der Gewißheit der folgenden positiven Strafen nicht überzeugt werden kann, theils, weil dieselben für den sinnlichen Menschen allzuweit entfernet sind, um wirksam auf seine Gesinnungen und Handlungen seyn zu können. Hingegen aber sind die natürlichen Folgen der Vergehungen unsre steten Strafen, Warner und Lehrer, und lassen auch den

Uebertretter bey etwaiger gegenwärtiger Ungestraftheit, oder Ausbleiben, dennoch nicht unbesorgt vor dem künftigen Eintreffen der ihn strafenden natürlichen Folgen.

Eben so ungerecht wären auch positive Strafen: denn es ist ein Erforderniß der Gerechtigkeit, bey der Zurechnung und Zuerkennung der Strafe die genaueste Rücksicht auf die Natur des Verbrechens zu nehmen. Was für ein Verhältniß wäre dieses, wenn der Thäter z. B. einer oder weniger Uebelthaten eben so, wie der, dessen Leben eine Reihe der Verbrechen war, obschon im verschiedenen Grade, aber dennoch beyde ewig gestraft, im ewigen Feuer gestraft werden sollten? — —

Es folgt also schon aus dem bisherigen, daß sich im Geisterreiche keine positiven Strafen denken lassen. Die bösen Folgen, welche aus der Natur der Verbrechen und Vergehungen fliessen, pflegen indessen manchmal

figürlich (indirekte) Strafen genannt zu werden.

17. §.

Der Endzweck jeder Strafe im Geisterreiche kann und darf kein anderer seyn, als Besserung des Verbrechers: nun aber ist bey den ewigen Strafen dieser Endzweck nicht;*) also wären sie ungerecht.

18. §.

Die Lehre von den ewigen Strafen setzet irrig voraus, daß Gott beleidiget werden könne, welches seiner Unveränderlichkeit widerspricht: denn wer beleidiget werden kann, dem kann geschadet werden, der muß Leidenschaften, der muß Veränderlichkeit besitzen. Dieses von Gott zu behaupten, wäre Lästerung.

---

*) Weil man ihnen intensive Unendlichkeit beylegt. Siehe §. 72.

19. §.

Ferner setzet die Lehre von den ewigen Strafen irrig voraus: Gott wolle, und könne sich rächen. Rache aber ist die Aeusserung einer Leidenschaft, also in Gott nicht gedenkbar.

20. §.

Endlich setzet diese Lehre irrig voraus, als wenn der Mensch gegen Gott Dienstpflichten hätte, da Ihm dennoch vom Menschen nichts kann geleistet werden, da dennoch alle Pflichten des Menschen dem Menschen selbst zu Gute kommen.

21. §.

Soll nun Gott den Menschen, der Thor genug war, sich, soviel an ihm lag, Glückseligkeit in den Folgen des Guten zu entziehen, eben deßwegen ewig unglücklich machen? Ist es nicht weiser, demjenigen, der sich selber geschadet, seinen Schaden so lange fühlen zu

lassen, bis dieses Gefühl Reue, und die Reue Besserung hervorbringt, und Besserung sein verlornes Glück, soviel möglich, ersezt? Oder ist es weiser, ihn, den unglücklichen Thoren ganz zu verderben? — —

22. §.

"Allein, sagt man, Gott ist höchst gerecht; "er belohnet ewig, also muß er auch ewig "strafen." Antwort: Es schadet dem Begriffe von Gerechtigkeit nicht, wenn er verzeiht, wenn er unendlich gütig ist; aber es schadet dem Begriffe von seiner Güte, wenn er ewig straft. Dann muß man auch erinnern, daß Glückseligkeit selber nur indirekte ein Lohn heisse, so wie eine gute Erndte tropisch der Lohn des fleissigen Ackersmannes heist. Wir müssen uns auch sehr hüten, die Gerechtigkeit des göttlichen Gerichtes nach dem Masstabe der menschlichen Richterstühle abzumessen. Gottes Gerechtigkeit ist nichts anderes, als weise Güte.

23. §.

23. §.

Es müßte Gott nur unmöglich seyn, dem Verbrecher zu verzeihen, sonst würde er verzeihen: nun aber läßt sich die Unmöglichkeit gar nicht denken. Selbst die heiligen Blätter sagen an unzähligen Stellen, Gottes Erbarmungen seyen ohne Zahl. — Doch was rede ich von Verzeihung? Der kann verzeihen, der beleidiget wurde. Und kann das Gott? (18. §.)

24. §.

Unsre Theologen gehen in ihren widersinnigen Behauptungen soweit, daß sie sogar ein Feuer annehmen, womit die Unglücklichen (Verdammten in ihrer Sprache) gestrafet werden sollen. Allein ich frage diese Herren Feuerrichter, ob dieses Feuer materiel, oder geistig sey? Ist es materiel: so bestehet es aus Theilen, ist endlich, also nicht ewig. Ist es geistig: so ist es kein Feuer, so kann

es auf keinen Körper, als Mitschuldigen des Verbrechens, wirken.

25. §.

Im Gebete spricht uns Christus selber vor: "Vergib uns unsre Schulden, als auch wir vergeben unsern Schuldigern." Wie! er sollte uns befehlen, unsern Schuldnern zu vergeben, die seinigen aber ewig strafen?! —

26. §.

Menschliche Richterstühle untersuchen zuvor genau die Grösse, Art und Umstände des Verbrechens und Verbrechers, und ermessen nach denselben die Strafe, und Gott sollte das weniger thun? — Was ist der Mensch? Eine gährende Materie von Sinnlichkeit und Vernunft zusammengesetzet. Wie lernet er? Durch beständiges Fehlen. Warum fehlt er? Aus Unerfahrenheit der Folgen, aus Unverstand. Wer sündiget, der

schadet sich durch die Folgen der Sünde. Wer hat den Willen, sich selber zu schaden? Niemand, als — der Rasende. Der Rasende ist ein Kranker, des Mitleids, der Heilung, und — nicht der Verdammniß würdig.

27. §.

Der Mensch ist das, was er ist, nicht immer, nicht ganz aus sich selber; er wird das, was er wird, nicht aus sich selber. Sein Körper, sein Geist hängt von Eltern, Freunden und Feinden, von Nahrung und Trank, von Hitze und Kälte, von Wind und Regen, von Gesetzen und Verboten, überhaupt von Klima, Erziehung, Bildung, oder Vernachlässigung ab. Der Mensch in Asien würde ein anderer in einem andern Erdtheile; jeder Mensch ein anderer, besserer oder schlechterer unter andern Umständen geworden seyn. Dafür nun sollt er ewig gepeinigt werden, daß er als Sultan

in seinem Serail zum Wollüstling gebildet wurde?!—

28. §.

Ein Mensch, welcher also schliesset: Auf diese Sünde ist eine ewige Strafe, also will ich sie nicht begehen, um nicht ewig gestrafet zu werden, schliesset nur — klug, und handelt insofern legal, aber nichts weniger, als moralisch. Die wahre Moralität stützet sich auf einen höhern und edlern Beweggrund. Der edlere, moralische Mensch schliesset so: Diese Sünde ist Verletzung meiner Pflicht, Feindseligkeit gegen meine eigene Vernunft, also zu unterlassen, aus Ehrfurcht und Liebe für Gottes Gesetz zu unterlassen. Der erstere wird nur so lange legal, (gesetzübereinstimmend) handeln, als lange er Strafe zu befürchten hat. Der leztere wird tugendhaft seyn, auch ohne Furcht der Strafe, auch ohne Hoffnung eines Lohnes, selbst — ohne Glauben an einen Richter. Sein eigenes Gewissen ist sein

Richter, seine eigene Vernunft Gesetzgeberinn.

29. §.

Wer eine ewige Verdammniß vertheidiget, der vertheidiget, Gott hätte unter keiner andern Bedingniß einige selig machen können, als wenn er einige andere verdammen würde. —

30. §.

Und das wäre nicht Lästerung deiner Allmacht, du Ewiger! — nicht Lästerung deiner Güte? Welcher gesunde Menschenverstand kann die Lehre von ewigen Strafen mit dem Begriffe eines gütigen, gerechten, weisen Alvaters vereinen?

31. §.

Es ist unbegreiflich, wie Menschen je dazu gekommen sind, ewige Strafen zu lehren, ja diese Lehre sogar in der heiligen Schrift zu finden. Man lese die Stellen Matthäus am 25sten K. 46 v. Lukas 3. v. 17. Mark. 9. v. 45, 46. Johannes 3. v. 36. Matth. 24. v. 26.

Daniel 12. v. 2. Wo findet sich in diesen Stellen ein Wort zum Behufe des Beweises von ewigen Strafen? — Zwar kämpfen unsre Theologen ritterlich auf ihrer höllischen Rozinante herum, aber ihre Streiche sind Luftstreiche. — Wir weisen die Freunde der Wahrheit zur Grundsprache, zur Erwägung der Lehrart Jesu, zur Erforschung und dem Studium der damaligen Zeiten und Menschen, zu denen, und welchen diese Lehren gegeben wurden.

32. §.

Das Κολασις αιωνιος (ewige Strafe) heißt in der Grundsprache theils eine unbestimmte, lange Zeit, theils eine Zeit von 70 Jahren. Der Ausdruck entscheidet also für sich selber nicht.

33. §.

Die Lehrart Jesu bestand darinn, daß er dem sinnlichen Volke in Bildern, Fabeln, Pa-

rabeln, Gleichnißreden verborgene Wahrheiten begreiflich und anschaulich machte.

34. §.

Die damaligen Menschen, zu welchen Jesus redete waren in Erwartung eines irdischen Reiches, in Erwartung eines irdischen Messias, der sie aus römischer Bothmässigkeit befreyen, und zum herrschenden Volke erheben würde. So oft demnach Jesus vom ewigen Leben, ewiger Seligkeit sprach, so verstanden sie nichts anderes, als den glücklichen Zustand nach ihrer Befreyung vom Römerjoche. So oft Jesus von ewigem Tod, von ewiger Pein redete, so verstunden sie nichts anderes, als den unseligen Zustand ihrer Sklaverey. An diese Ideen nun mußte Jesus seine Lehre von seinem geistigen Reiche durch die Besserung (μετανοια), von den Folgen, die nothwendig aus der Natur des Guten und Bösen fliessen, anknüpfen. Hätte nun Jesus unter ihnen den Lehrsatz von ewigen positiven

Strafen festsetzen wollen, so hätte er ausdrücklich und bestimmt sprechen müssen. —

35. §.

Aber vielleicht hat die Kirche diese Lehre als Dogma, als Glaubenswahrheit aufgestellt? — Zur Ehre der Kirche sey es gesagt — dieses Unsinnes hat sie sich nirgends schuldig gemacht. Aber woher schreibt sich denn also ihr Ursprung? Sie ist eine Erblehre, ein Vermächtniß eines Irenäus, Tertullianus, Cyprian, Augustin, Hieronymus, Ambrosius, Fulgentius. Die bürgerlichen Rechte erlauben dem Erben, sich einer schädlichen Erbschaft zu begeben — und das göttliche sollte mich auf Unkosten meiner Vernunft dazu anhalten? Die Vernunft erbt nicht; sie will Ueberzeugung durch Gründe; bey ihr gilt kein Ansehen der Person, nicht Menge, nicht Alter.

36. §.

Diese ehrwürdigen Väter wußten leider! Gottes Gerechtigkeit nicht anders zu erklären,

als durch — ewige Strafen. Die folgenden Lehrer des Christenthums folgten ihrer Meinung um so lieber, je bequemer sie die Methode fanden: Bessert euch, oder ihr werdet ewig verdammt! Was ist leichter, als mit diesen Worten eine schläfrige Gemeinde aufzuwecken, und zaghafte Seelen zittern zu machen? — Vom Irrthum erzeugt, von Faulheit erzogen, erhielt diese Lehre endlich von den Dichtern ihre völlige Ausstattung. Man lese den Stoff dazu in einem Virgil,*) Dante, und Pater Cochem.

37. §.

Und welches soll denn der Nutzen dieser Lehre seyn? Selbst ein neuerer Dogmatiker**) schämet sich nicht zu sagen, "damit wir durch "die heilsame Furcht der ewigen Pein er-

---

*) Aeneidos Lib. VI.

**) Engelberti Klüpfel Institit. Theol. dogmaticae P. II. §. 163.

"schreckt — das Böse meiden, und das Gute "thun." — Allein ist das noch ein Gutes, das aus Furcht der Strafe geschieht?

38. §.

Ja, im Staate ist jede gesetzmässige Handlung, wenn sie auch nur aus Furcht der Strafe geschieht, ein Gutes;*) denn der Staat will nur die Handlung; die Religion aber fodert schlechterdings mehr; sie will die wahre Maxime, den Kern, und nicht die Schaale. Zu einer moralischen Handlung wird unumgänglich Reinheit der Absicht, Ehrfurcht für das Gesetz, nicht aber knechtische Furcht erfodert.

39. §.

Hieraus ergiebt sich, daß die Lehre von ewigen Strafen nicht nur allein nichts nütze, sondern unverantwortlich schade. Diese Lehre ist es, welche die Liebe des gütigsten Allvaters

*) Sonnenfels Polizey §. 61.

frühzeitig schon in den Herzen der blühenden Unschuld ermordet; sie ist es, welche die Lebensfreuden von Tausenden vergiftet; sie ist es, welche den Geist des Menschen beugt; sie ist es, welche die unsinnigen Begriffe von Versöhnung, von Opfern, von Teufeln und Beschwörungen, von Segnungen, von Hexen, Gespenstern und Zaubereyen, von Weihwasser und Amuleten, und andern unzäligen Thorheiten und Präservativmitteln wider Hölle und Teufel nährt, und erhält; sie endlich ist es, welche den elenden Kranken in gichterischen Konvulsionen wälzt, den Todesgedanken zur Seelentortur, das Sterben — schrecklich macht.

40. §.

Ein neuerer Kanonist schliesset so:*) Die Verknüpfung eines Uebels mit dem Verbre-

*) Fr. Xav. Gmeiners Kirchenrecht 1. Thl. S. 159. Grätz 1790.

chen, oder die Strafe giebt zwar das Uebergewicht zur Unterlassung einer unerlaubten Handlung; aber eben dieses Uebergewicht wird mehrmal aufgehoben durch die Hoffnung nicht betreten zu werden, und der Strafe zu entgehen. Hingegen verschwindet diese Hoffnung, wenn die Untergebenen von der Uebertretung durch die Furcht der zukünftigen Strafen abgehalten werden, weil man der strafenden Hand des allwissenden Richters nicht entgehen kann. Folglich ist die Religion wirksamer, als andere Mittel, um das Beste des Staats zu befördern.

41. §.

Sonnenfels in den Grundsätzen der Polizey sagt: Die ganze Welt ist daher mit Warbuton einig, daß die Lehre von Belohnungen und Strafen jeder bürgerlichen Gesellschaft durchaus unentbehrlich ist.*)

*) §. 63. a. O.

42. §.

Diese zwo angeführten Stellen zeugen hinlänglich, daß die Lehre von den Strafen als ein Popanz, als ein Leitriem in den Händen der Regenten zu betrachten sey, womit sie unaufgeklärte Unterthanen leiten, gängeln, und schrecken können. Daher schliesset auch der grosse Politiker, daß Freygeisterey ein politisches Verbrechen sey, weil sie dem Staate gewissermassen die Mittel raubet, seine Bürger auf das vollkommenste zu leiten.*)

43. §.

Wir wollen nun sehen, ob unsre Begriffe von Strafen dem Regenten nicht weit bessere Hilfe leisten.

*) §. 64. a. O.

Man erwäge folgende Sätze:

44. §.

I. Jeder eilige, regelmäßige Fortschritt auf dem Wege zur Vollkommenheit giebt mir in alle Ewigkeit Vorschub zur Erreichung mehrerer, und grösserer Glückseligkeit; hingegen

45. §.

II. Jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit ist in alle Ewigkeit nicht einzubringen.

46. §.

Jeder eilige, regelmäßige Schritt auf dem Wege zur Vollkommenheit belohnet sich also von selbst in alle Ewigkeit, weil die Folgen davon sich ins Unendliche erstrecken.

47. §.

Aber auch jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit bestrafet sich von selbst in alle Ewigkeit, weil das Versäumte nie wieder hereinzubringen ist.

48. §.

Mit diesen zween Sätzen ist alle Wahn- oder Fetisch-Religion gestürzt. Mit jeder vollbrachten Handlung ist der Wurf für die Art meiner Zukunft geschehen; eine jede Handlung, oder Unterlassung hat in alle Ewigkeit ihre unwiderbringlichen, unaustilgbaren Folgen. Weder Gott, noch Mensch kann eine Handlung ungeschehen machen; weder Gott, noch Mensch kann einer Handlung ihre Folgen benehmen, ohne die Zukunft selber aufzuheben, (welche nichts anders als eine regelmässige Folge der Gegenwart ist), ohne die Ordnung der Schöpfung zu zerstören. Mit jeder Handlung ist der Baum gefällt; wie er gefällt ist, so liegt er. Da nützt kein Opfer, kein Flehen, keine Aneignung fremden Verdienstes, keine Fürsprache, kein Kirchenablaß. Selbst die Besserung erstreckt ihre Wirkung nicht rückwärts auf das Vergangene, sondern einzig und allein

für die Zukunft. Was geschehen ist, ist geschehen; hat und muß seine ewigen unauslöschbaren Folgen haben. Je nachdem wir gesäet haben, sagt Paulus, so werden wir ärndten. — "Zu was sollen auch alle jene "thatlosen Entsündigungen, die, ohne etwas "zur Verminderung der Schuld beyzutragen, "nur den Mangel guter Handlungen ersetzen "sollen."*)

49. §.

Wir fragen nun, ob unsre Lehre der Sittlichkeit, dem Staate im geringsten nachtheilig wäre? Oder sollten sich unsre Begriffe dem Volke nicht mittheilen lassen? — Man würdiget, nur um seine Faulheit und Behaglichkeit zu beschönigen, die menschliche Vernunft zu tief herab, wenn man dieß verneinen will.

---

*) Kant Religion Frankfurter und Leipziger Ausgabe S. 193. Note.

50. §.

Woher mag aber wohl die Anhänglichkeit für die Lehre von ewigen Strafen kommen? Moses Mendelssohn giebt hierüber einigen Aufschluß.

"Der gemeine Mann, sagt er, hält Güte "und Leichtversöhnlichkeit für Schwachheit. "Er beneidet jeden um den mindesten Vor"zug an Macht, Reichthum, Schönheit, "Ehre u. s. w. nur nicht um den Vorzug "an Gütigkeit. Und wie kann er auch die"ses, da es doch größtentheils nur von ihm "selbst abhängt, den Grad von Sanftmuth "zu erlangen, den er beneidenswerth findet? "Es gehört Nachsinnen dazu, wenn wir be"greifen sollen, daß Haß und Rachsucht, "Neid und Grausamkeit, im Grunde nichts "anders, als Schwachheit, lediglich Wir"kungen der Furcht sind. Furcht mit zu"fälliger, unsicherer Ueberlegenheit verbunden, "ist die Mutter aller dieser barbarischen Ge-

" sinnungen. Nur die Furcht macht grausam
"und unversöhnlich. Wer sich seiner Ueber-
" legenheit mit Sicherheit bewußt ist, findet
" weit größre Glückseligkeit in Nachsicht und
" Verzeihung.

" Hat man erst dieses einsehen gelernt, so
" kann man nicht länger Anstand nehmen,
" Liebe für einen wenigstens eben so erhabe-
" nen Vorzug zu halten, als Macht, und dem
" allerhöchsten Wesen, dem man Allmacht zu-
" schreibt, auch Allgütigkeit zuzutrauen; den
" Gott der Stärke auch für den Gott der
" Liebe zu erkennen. *)

51. §.

Die erste und vorzüglichste Ursache der Anhänglichkeit an die Lehre von positiven, ewigen Strafen beruhet nach Mendelssohn auf falschen Begriffen von Gott.

---

*) Jerusalem II Abschnitt S. 99. u. f.

52. §.

Gewisse Leute, die in Rücksicht ihrer Denkkraft auch zum gemeinen Manne gehören, wenn sie schon nach einer andern Rangordnung über ihn erhoben sind, thun sich sehr viel auf das alte Testament zu Gute, in welchem sie Blat für Blat Bestätigung ihrer rohen Begriffe von Gerechtigkeit zu finden vorgeben. Wenn sie doch zu ihrer Beschämung das II B. Moses, 33 K. 15 V. u. f. nachlesen wollten!

Moses. Ach! Herr! laß mich deine Herrlichkeit schauen!

Gott. Ich will meine Allgütigkeit vor dir vorüberziehen lassen u. s. f. Welch grosser Sinn! Du willst meine ganze Herrlichkeit schauen; ich werde meine Güte vorüberziehen lassen. —

53. §.

Darauf zog die Erscheinung vor Mose vorüber, und ließ eine Stimme hören: "Der

Herr (ist, war, und wird seyn), ewiges Wesen, allmächtig, allbarmherzig, und allgnädig, langmüthig, von grosser Huld und Treue; der seine Huld dem tausendsten Geschlechte noch aufbehält; der Missethat, Sünde und Abfall verzeihet; aber nichts ohne Ahndung hingehen läßt! — Wer ist so abgehärtetes Sinnes, daß er dieses mit trockenen Augen lesen; wer so unmenschliches Herzens, daß er seinen Bruder noch hassen, gegen seinen Bruder unversöhnlich bleiben kann?

54. §.

Zwar spricht der Ewige, daß er nichts ohne Ahndung wolle hingehen lassen, und es ist bekannt, daß diese Worte schon zu mancherley Mißverstand und Mißdeutung Gelegenheit gegeben. Wenn sie aber das vorige nicht völlig wieder aufheben sollen: so führen sie unmittelbar auf den grossen Gedanken, den die Rabbinen darinn gefunden, daß auch dieses eine Eigenschaft der göttlichen Liebe sey,

dem Menschen nichts ohne Ahndung hingehen zu lassen. *)

55. §.

Eine zwote Ursache findet der so rechtschaffene, als gelehrte Jude darinn; er sagt: Der nur zur Hälfte richtige Begriff von Pflichten gegen Gott, hat den eben so schwankenden Begriff von Beleidigung der Majestät Gottes veranlasset, und dieser im buchstäblichen Verstande genommen, jene unstatthafte Meinung von der Ewigkeit der Höllenstrafen zur Welt gebracht, deren fernerer Mißbrauch nicht viel weniger Menschen in diesem Leben wirklich elend gemacht, als sie, der Theorie nach, in jener Zukunft unglückselig macht.

56. §.

Was Mendelssohn ferner anführt, ist nicht minder merkwürdig. Allein, um ihn nicht ganz abschreiben zu müssen, ziehen wir

---

*) Jerusalem a. a. O.

das Folgende in dieses zusammen: Gott hat seine Gesetze zum Besten der Menschen gegeben, welches falsch wäre, wofern die Uebertretung derselben dem Menschen zum ewigen Verderben gereichte. Jede göttliche Strafe kann also nichts anders, als Besserung erzwecken wollen; und in diesem Sinne wird jede Züchtigung väterliche Wohlthat.

57. §.

Kann aber Gott nicht gut finden, den Menschen andern zum Beyspiele leiden zu lassen? Nein: in dem Staate Gottes leidet kein Individuum blos andern zum Besten. Kein geistiges Wesen kann als Mittel, muß immer als Zweck behandelt werden.

Wenn ein Individuum zum Besten anderer leiden soll: so muß diese Aufopferung zum Besten anderer dem Leidenden selbst einen höhern sittlichen Werth geben; so muß es in Absicht auf den innern Zuwachs seiner

Vollkommenheit, ihm selbst wichtig seyn, durch seine Leiden so viel Gutes befördert zu haben.

58. §.

Man lese hierüber auch den 103ten Psalm:

Allbarmherzig ist der Herr, allgnädig,
Langmüthig, und von grosser Güte.
Er wird nicht unaufhörlich hadern;
Nicht ewiglich nachtragen seinen Groll.
Er handelt nicht mit uns, nach unsern Sünden;
Vergilt uns nicht nach unsrer Missethat.
So hoch der Himmel ist über der Erde;
Waltet seine Liebe über seine Verehrer.
So fern der Morgen ist vom Abend;
Entfernt er von uns unsere Schuld.
Wie Väter ihrer Kinder sich erbarmen;
Erbarmt der Herr sich seiner Verehrer.
Denn er kennet unsere Bildung;
Ist eingedenk, daß wir nur Staub sind ꝛc. *)

---

*) a. a. O.

59. §.

Wer glaubt, daß Wahrheit in dem Munde eines Juden minder Wahrheit sey, der höre einen christlichen Philosophen.

"Die Behauptung ewigwährender göttlicher Strafen, bey denen man sich wohl auch die Gestraften öfter unabläßig den größtmöglichsten Martern unterworfen, als nur im geringsten Grade glücklich, oder überwiegend Gutes empfindend gedacht hat, gründet man insgemein auch auf den Begriff von der vollkommensten, uneingeschränkten, unendlichen Gerechtigkeit."

60. §.

"Man hat auf verschiedene Weise dabey geschlossen. Einmal aus dem Grunde, daß eine unendliche Gerechtigkeit ein unendliches Mißfallen an allem Bösen haben, und zu erkennen geben müsse. Strafen aber, die grösser seyn, oder länger währen könnten, würden kein solches unendliches Mißfallen,

folglich auch keine unendliche Gerechtigkeit beweisen. Zur Unterstützung der Gründe dieses Beweises hat man wohl auch den Grundsatz angeführt, daß die Offenbarung der göttlichen Eigenschaften der lezte Zweck des Daseyns der Welt sey; und daß also auch die Offenbarung der Unendlichkeit der göttlichen Gerechtigkeit darinn nothwendig sey."

61. §.

"Hierauf aber läßt sich erstlich dieß antworten: daß vernünftige Geschöpfe, welche die Gerechtigkeit Gottes aus Strafen, die den Bösen wiederfahren, zu erkennen fähig sind; vermöge des Grundbegriffes von der Gottheit von dieser göttlichen Eigenschaft auch schon überzeugt seyn müssen; oder wenn auch diese Ueberzeugung zu erwecken, und zu unterhalten, positive Strafen bisweilen nöthig seyn sollten, endlose Strafen für längstvergangene Uebertretungen wenigstens dazu nicht nöthig seyn können. Ferner aber kann dagegen erinnert

werden, daß unendliche Gerechtigkeit doch nichts anders heissen könne, als höchste, vollkommenste Gerechtigkeit. Wenn nun aber Strafen, Uebels anthun ohne Noth, ohne wo das grössere Uebel nur dadurch verhindert werden kann, nach den besten Erkenntnißgründen der Vernünft überall nicht der Gerechtigkeit gemäß, sondern ihr zuwider ist: so kann auch aus dem Begriff der vollkommensten Gerechtigkeit nicht auf absolute Nothwendigkeit endloser Strafen geschlossen werden."

62. §.

"Einige haben geglaubt, daß die göttliche Gerechtigkeit einmal würde aufhören, oder sich ändern müssen, wenn die von ihr herrührenden Strafen einmal ein Ende nehmen sollten. —

Da nun aber die Gottheit in allen ihren Eigenschaften ewig und unveränderlich ist: so müsse man behaupten, daß die göttlichen Strafen kein Ende nehmen können. Aber

ausserdem, daß hiebey wieder strafende Gerechtigkeit als eine absolute Grundeigenschaft des höchsten Wesens, nicht, wie sie die Vernunft sich denkt, als weise Güte bey besondern Verhältnissen und Bedingungen, vorgestellt wird: so würde das Argument zu viel beweisen, und beweiset also gar nichts. Denn wenn man aus der Ewigkeit und Unveränderlichkeit dessen, was in der Gottheit seinen Grund hat, schliessen dürfte: so würde alles, was die Gottheit je gethan und geschaffen hat, ewig und unverändert bleiben müssen. Dieß wird doch aber wohl Niemand behaupten wollen."

63. §.

" Hauptsächlich aber glaubte man damit ewige Strafen behaupten zu können, daß man voraussezte, alle Vergehungen gegen ihre Gesetze, alle Beleidigungen derselben, haben eine unendliche Schuld auf sich. Die vollkommen-

ste Gerechtigkeit aber erfordere, daß die Strafe der Schuld angemessen und gleich sey. Fragt man hiebey zuförderst nach den Gründen, aus denen folgt, daß mit Uebertretungen göttlicher Gesetze allemal eine unendliche Schuld verknüpft sey: so scheinen diese Begriffe auf nicht ganz deutlichen und geläuterten Begriffen zu beruhen. Man beruft sich nehmlich dabey entweder auf den Grundsatz, daß ein Verbrechen um so schwerer sey, jemehr Beweggründe man dawider gehabt hat; und folgert daraus, daß gegen Gesetze des Unendlichen sich auflehnen, die den uneingeschränktesten Gehorsam, die allerhöchste Verehrung verdienten, eine alle Gränzen übersteigende Bosheit und Verdorbenheit beweise, und eine unendliche Schuld hervorbringe. Oder man legt den Satz dabey zu Grunde, daß ein Verbrechen desto grösser sey, je wichtiger und erhabener diejenige Person ist, gegen welche man sich dabey vergeht, oder die dadurch beleidiget wird.

64. §.

"Und dieser leztere Grundsatz ist freilich allgemein anerkannt und unleugbar da, wo von eigentlichen Beleidigungen, d. h. von Beschädigungen, Verminderung der Vollkommenheit und des Wohlseyns die Rede seyn kann. So ist es ein schweres Verbrechen, wenn jemand den König, oder einen Gesandten, oder eine andere im Staat vorzüglich wichtige Person tödtet, oder sonst mißhandelt und beleidiget. Aber können die Uebertretungen der Gesetze Gottes, Beleidigungen des höchsten Wesens in solch einem Sinne heissen?"

65. §.

"Was aber die Grösse der Schuld im Verhältniß zu den Beweggründen, die wider die Uebelthat da waren, anbelangt: so ist es allerdings wahr, daß vorsätzliche Uebertretungen göttlicher Gebote, Ungehorsam gegen die Gottheit, beym Gedanken an ihre verehrungswürdigsten Eigenschaften, eine viel grössere

Verdorbenheit beweisen können, als Vergehungen gegen Gesetze irgend eines Menschen, oder eines andern Wesens von eingeschränkter Vollkommenheit. Aber von allen und jeden Uebertretungen gegen göttliche Gesetze kann schon dieß nicht wohl behauptet werden; da es ja doch auch Folgen von Leichtsinn, von Unbesonnenheit bey überwiegenden sinnlichen Reitzen seyn können. Eigentliche Unendlichkeit aber scheint so eingeschränkten Wesen, wie Menschen sind, in keinem Betracht, auch nicht in Ansehung ihrer Bosheiten und Verschuldigungen beygelegt werden zu können."

66. §.

"Aber sind nicht die Folgen jeder Handlung, also auch jeder Uebertretung unendlich; verbreiten sie sich nicht durchs ganze Universum, und dauern ewig fort? Diese uneingeschränkte Verbreitung und Dauer der Folgen einer jeden Handlung und Veränderung in der Welt ist eine nicht bewiesene, und nicht

wahrscheinliche Behauptung *). Wäre sie aber auch ausser allem Zweifel: so müßte doch noch auch dieß erst bewiesen werden, daß die Handlungen, die wir, um ihrer nähern uns erkennbaren Folgen willen, Uebelthaten und Verbrechen nennen müssen, durchs ganze Universum u n a b l ä s s i g e w i g f o r t ü b e r w i e g e n d B ö s e s stiften. Alsdann erst könnte ihnen, um ihrer Folgen willen, eine unendliche Schuld beygemessen werden. Wer kann aber dieß behaupten? Wer wird nicht lieber von der Allmacht und Weisheit Gottes das Gegentheil erwarten?

67. §.

"So wäre auch dieser Beweis der absoluten Nothwendigkeit ewigwährender göttlicher Strafen entkräftet; wenn schon der andere Grundsatz derselben Richtigkeit hätte, daß

---

*) Feder institut. metaphys. §. 48.

die Strafe der Schuld immer gleich seyn müsse. Aber auch dieser ist nicht bewiesen *).

68. §.

"Man sieht aber leicht aus den Gründen und Bestimmungen des Bisherigen, daß damit nicht die absolute Möglichkeit einer ewigen Dauer, so wohl der natürlichen, als auch positiver Strafen des Bösen bestritten werden konnte, und sollte. Die Dauer der letztern hängt von ihrer Nothwendigkeit zur Verhinderung grösserer Uebel ab. Und wie wollte dieser Nothwendigkeit der menschliche Verstand zum voraus Grenzen setzen? In Ansehung der Dauer natürlicher Strafen scheinet bey einigen hieher nicht gehörigen Betrachtungen, die Vernunft mehr Furcht, als Hofnung zu erwecken. Und zu den natürlichen Strafen des Bösen

*) Feders Untersuchungen über den menschlichen Willen, III Th. V. B. 5. Hauptst. 79. §.

Bösen gehört auch, und ist wohl die allerwichtigste, die nothwendige Entbehrung derjenigen Seligkeiten, die aus dem Bewußtseyn des göttlichen Beyfalls, und dem Gefühl der mehrern Uebereinstimmung und Gemeinschaft mit dem vollkommensten Wesen entspringen *)."

69. §.

Bis hieher Feder. Wir sehen, daß, ob dieser Philosoph schon nicht eigentlich die absolute Möglichkeit ewiger positiver Strafen bestreitet, er doch die Unzulänglichkeit der Vernunft, hierüber zu entscheiden, eingestehet; hingegen sich für die ewige Dauer natürlicher Strafen geneigter erkläre. Auch nach seiner Erklärung bestehen diese natürlichen ewigen Strafen in nichts anderm, als einer Entbehrung, Vermissung selbstverschuldeter Unem-

*) Feder's Unters. über den menschlichen Willen III Theil, V Buch, 5 Hauptst. 83. §.

pfänglichkeit jener Seligkeiten, die nur das Antheil des Tugendhaften seyn können.

70. §.

Dieser Begrif von ewiger Dauer natürlicher Strafen ist nichts weniger, als neu. Schon der grosse Leibnitz, und nach ihm Baumgarten, Eberhard, Lessing, und mit ihnen jeder hellsehende Kopf entwickelten, erklärten und vertheidigten ihn. Wir können mit Zuverlässigkeit sagen, daß sich jener rohe Begrif positiver Höllenstrafen nirgends mehr, als in schulgerechten Kompendien, und im Gehirne alter, zu denken unfähiger Zeloten und ihrer Kreaturen erhalte. —

71. §.

Doch nicht die Namen der angeführten Selbstdenker, sondern ihre Gründe sollen beweisen. Man höre einen Lessing*).

*) G. E. Lessings verm. Schriften 7 Thl.

"In der ganzen Religion ist nichts, was
"so etwas (positive Höllenstrafen) zu glauben
"nöthigte. Vielmehr kann und darf man mit
"aller Sicherheit annehmen, daß die in der
"Schrift gedrohten Strafen keine andre sind,
"als die natürlichen, welche auch ohne diese
"Androhung auf die Sünde folgen würden.
"Wenn aber eine höhere Weisheit eine der-
"gleichen ausserordentliche Androhung noch für
"nöthig gehalten hat: so hat sie für eben so
"zuträglich erkannt, sich ganz nach unsern ge-
"genwärtigen Empfindungen davon auszudrü-
"cken. Und hier, denke ich, stehen wir an
"der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten
"geflossen sind, warum man die Ewigkeit der
"Verdammniß läugnen zu müssen geglaubt.
"Indem nämlich die Schrift, um die lebhaf-
"teste Vorstellung von jener Unglückseligkeit
"zu erwecken, die auf die Lasterhaften wartet,
"fast alle ihre Bilder von dem körperlichen
"Schmerze hernahm, mit dem alle Menschen

„ohne Ausnahme am bekanntesten sind: so hat
„man, wenn auch nicht die körperlichen Schmer-
„zen selbst, wenigstens deren Beschaffenheit und
„Verhältniß zu unserer Natur, nicht für das
„Bild, sondern für die Sache selbst genommen,
„und aus diesem falschen Begriffe etwas bestrit-
„ten, was auf alle Weise gegründeter ist, als die-
„ser Begrif. So sind aus Strafen, Qualen;
„aus Qualen ein Zustand von Qualen; aus
„der Empfindung eines solchen Zustandes, eine
„alles andere ausschliessende, unsers ganzen
„Wesens sich bemächtigende Empfindung ge-
„worden. Kurz, die intensive Unendlich-
„keit, die man, mehr oder weniger, stillschwei-
„gend oder ausdrücklich, den Strafen der
„Hölle unbedachtsam beygelegt, oder gar
„beylegen zu müssen geglaubt; diese weder in
„der Vernunft noch in der Schrift gegrün-
„dete intensive Unendlichkeit allein ist es,
„welche die unendliche Dauer derselben so
„unbegreiflich, mit der Güte und Gerechtig-

„keit Gottes so streitend, unserm Verstand
„und unsrer Empfindung so empörend macht,
„von jeher gemacht hat, und nothwendig
„machen muß.

72. §.

„Besonders bey denen machen muß, die sich keine göttliche Strafen ohne Absicht der Besserung denken können. Ihr Gefühl ist sehr richtig, aber ihr Verstand macht einen Trugschluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Besserung ausgeschlossen, sondern durch die intensive Unendlichkeit derselben. Denn zu dieser intensiven Unendlichkeit gehört vornehmlich ihre Stetigkeit; und diese Stetigkeit ist es, welche alle Besserung unmöglich macht. Ich will sagen, und habe zum Theil schon gesagt, wenn die Strafen bessern sollen: so hindert die immerwährende Fortdauer des physischen Uebels derselben, so wenig die Besserung, daß vielmehr die Besserung eine Folge dieser Fortdauer ist.

Aber die Empfindung dieses daurenden Uebels muß nicht stetig, muß wenigstens in ihrer Stetigkeit nicht immer herrschend seyn: weil es unbegreiflich ist, wie bey dieser herrschenden Stetigkeit auch nur der erste Entschluß zur Besserung entstehen könnte. Herr Eberhard selbst behauptet die Möglichkeit des ersten mit so ausdrücklichen, als nachdrücklichen Worten. "Das Physische der Strafe mag immer bleiben; der besser belehrte Sünder wird es kein Uebel mehr nennen, er wird sich dabey nicht mehr unglücklich dünken, so schmerzhaft es auch immer seiner Sinnlichkeit seyn mag." Was heißt dieses anders; als daß sich der Sünder bessern kann, ungeachtet seine Strafe nie aufhört? Aber wenn sollte er nur den Gedanken fassen, daß das fortdauernde physische Uebel für ihn ein wohlthätiges Uebel sey, wenn sollte er anfangen können, besser belehrt zu seyn, falls die Empfindung dieses Uebels so intensiv und stetig wäre, als man

es aus einigen figürlichen Ausdrücken der Schrift folgern zu müssen glaubt?

73. §.

Ich sage mit Bedacht: aus **einigen** figürlichen Ausdrücken. Denn andere, besonders wenn man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrücken rechnen darf, leiten auf weit richtigere Begriffe, mit welchen sowohl die Endlosigkeit der Strafen, als zugleich die Besserung des Bestraften bestehen kann. Daß aber die eine die andern nicht aufhebt, ist nicht allein unter der Voraussetzung begreiflich, daß die Besserung nicht anders, als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne: sondern kann auch auf eine andere Weise mehr, als wahrscheinlich gemacht werden. Nämlich, wenn man in Erwägung zieht, daß obschon Strafe und Belohnung etwas positives seyn werden, und seyn müssen, dennoch ein Stand von Strafen, und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe sind, wel-

che die nämlichen bleiben, solange sie in dem nämlichen Verhältnisse abnehmen, oder wachsen. Der reiche Mann in der Hölle mag sich immer bessern; mag sich immer, von dem ersten Augenblicke der empfundenen Strafe an, seiner Vollkommenheit wieder zugewandt, und mit jedem folgenden Augenblicke sich ihr mehr und mehr genähert haben: hört er darum auf, in Ansehung des Lazarus, in der Hölle zu bleiben, der von dem ersten Augenblicke seiner empfundenen Seligkeit an, indeß um eben so viele Schritte einer höhern und höhern Vollkommenheit zugeeilet ist? — Wer hierwieder im Ernste den Einwurf machen kann, daß auf diese Weise Hölle und Himmel in eines fliessen, und sich jeder Sünder sonach trösten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in den Himmel zu kommen: der ist gerade derjenige, mit dem man sich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung einlassen müßte. Für ihn mag es nur immer bey dem Buch-

staben bleiben. Denn auf ihn, und seines gleichen, ward gerade bey dem Buchstaben gesehen."

74. §.

"Aber einen Mann, wie Herr Eberhard, darf ich fragen, ob jene unzertrennte Fortschreitung, welche beyde Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere seine relative Benennung verliert, nicht schon aus dem System der bessernden Strafen folget? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwischen Himmel und Hölle macht, die nirgends grenzenden Grenzen, die auf einmal abgeschnittenen Schranken derselben, die, ich weiß nicht, durch was für eine Kluft von Nichts, getrennt seyn sollen, dießseits welcher schlechterdings nur lauter solche, und jenseits welcher nur lauter andere Empfindungen Statt haben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphilosophischer sind, als der allergröbste

Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer seyn kann? Bey diesem liegt doch noch wenigstens eine grosse, unstreitige Wahrheit zum Grunde: und er wird nur darum so unsinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die sowohl mit dem Wesen der Seele, als mit der Gerechtigkeit Gottes streiten.

75. §.

Daß sie mit dem Wesen der Seele streiten, ist daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig ist; das ist, keiner solchen Empfindung fähig ist, die bis in ihr kleinstes Moment nichts als angenehm, oder nichts als unangenehm wäre: geschweige, daß sie eines Zustandes fähig seyn sollte, in welchem sie nichts, als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen, oder andern Art, hätte. Daß sie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes streiten, dieses, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen seyn

worden, als es verdient. Was heißt indeß offenbarer damit streiten, als annehmen, oder zu verstehen geben, daß selbst die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bey ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menschlichen Gerechtigkeit in gewissen Fällen unvermeidlich ist? Diese Unvollkommenheit besteht darinn, daß die menschliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen colludiren, nicht anders, als durch die wenigere Bestrafung belohnen, und durch die wenigere Belohnung bestrafen kann; mit einem Worte, daß sie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck ist, in Bausch und Bogen bestrafen und belohnen muß.

Aber dieses müßte auch Gott? Nimmermehr. Sondern, wenn es wahr ist, daß der beste Mensch noch viel Böses hat, und der schlimmste nicht ohne alles Gute ist: so müssen die Folgen des Bösen jenem auch in den Himmel nachziehen,

und die Folgen des Guten diesen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß seine Hölle noch im Himmel, und seinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Bösen müssen von den mehrern Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehrern Folgen des Bösen nicht blos abgezogen werden: sondern jede derselben müssen sich, in ihrer ganzen positiven Natur, für sich selbst äussern. Nichts anders meinet die Schrift selbst, wenn sie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leser, stellt er sich diese Stufen auch so vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieser Stufen, sie sey so niedrig, als sie wolle, gleichsam ihre eigene intensive Unendlichkeit? Die niedrigste Stufe des Himmels ist ihm freylich nur die niedrigste: aber dem ungeachtet, nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

76. §.

Unstreitig, fährt Lessing weiter, ist die von jeher, obschon mehr dunkel empfundene als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde, hinlänglich gewesen, darauf (auf den Begriff von ewigen positiven Strafen) zu bringen. Oder vielmehr diese Wahrheit, und die Lehre von den ewigen Strafen ist im Grunde eines; nur in den verschiedenen Religionen durch die Bemühung, diese Strafen sinnlich zu machen, mehr oder weniger verstellet.

77. §.

Was Lessing am Ende seines Aufsatzes sagt, verdient, wie jedes seiner Worte, Beherzigung. "Jener mittlere Zustand, den die ältere Kir- "che glaubet und lehret, und den unsere Re- "formatores, ungeachtet des ärgerlichen Miß- "brauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, "vielleicht nicht so schlecht weg hätten "verwerfen sollen: was ist er im Grun- "de anders, als die bessernde Sokratische

"Hölle?*) Und wenn es denn nur auch blos "möglich wäre, ja in alle Ewigkeit blos mög-"lich bliebe, daß es Sünder geben könne, wel-"che auf keine Weise zu bessern stünden; "Sünder, welche nie aufhören könnten, zu "sündigen: warum für diese blos möglichen "Ungeheuer, nicht auch blos mögliche, ihnen "allein zukommende Strafen annehmen, oder "gelten lassen?—

"O meine Freunde, warum sollten wir "scharfsinniger als Leibnitz, und menschen-"freundlicher scheinen wollen, als Sokra-tes?" —

78. §.

Gewisse gutherzige Frömmler glauben, mit Ablegung des Glaubens an positive Höllen-strafen sey aller Damm gegen die Sünde ein-gerissen. Aber die Kraft der Strafe bestehet nicht sowohl in ihrer Grösse, als in der Ge-

---

*) Man sehe des Sokrates Rede zum Schlusse des Gorgias beym Plato.

wißheit *). Denn, gesezt auch, die Androhung der Höllenstrafen sey für den Verbrecher je ein abhaltender Beweggrund: wird nicht die Macht dieser Drohung von der Hofnung, sich von der Sünde durch einen Priester wieder lossprechen zu lassen, gänzlich wieder zernichtet?

79. §.

Was die Hofnung der Straflosigkeit vergrössert, vermehrt die Beweggründe zum Laster **). So schädlich der menschlichen Gesetzgebung die Asyle waren, eben so schädlich sind alle jene Mittel für die göttliche Gesetzgebung, womit verschiedene Kirchen den Sündern Lossprechung, Entsündigung anbieten. — Hingegen den natürlichen Folgen ist es unmöglich, zu entkommen. (siehe §. 48.)

80. §.

Was das 5te allgemeine Konzilium wider den Origines, das vierte lateranische, und lezt-

*) Sonnenfels Polizey §. 363.
**) A. O. §. 410.

lich das Tridentinische auch immer gemeint, gelehrt und entschieden haben mag, das muß um der angeführten Gründe willen entweder angenommen, oder verworfen werden. Der Geist Gottes kann nie eine andere, als die Sprache der Vernunft reden; und Wahrheit beruht nicht auf Aussprüchen, sondern auf dem gründlichen Gewichte der Aussprüche. —

Wir schliessen übrigens diese kleine Untersuchung mit dem wahren Bekenntnisse, daß wir, weit entfernt, die Lehre von ewigen Strafen der Hölle zum Schutze irgend eines Vergehens, oder Verbrechens verwerfen zu wollen, vielmehr des Sinnes waren, dem moralischen Bösen einen weit haltbarern Damm entgegen zu setzen. Wer indeß in dieser Meinung sich mit uns nicht vereinigen zu können glaubt, dem bieten wir dennoch freundlich die Hand; er ist unser Bruder — ein Gott unser aller — Vater.

Aufruf an das schöne Geschlecht,

sich

in Massa zu erheben.

Wenn wir die Sittenrichter, selbst die Urtheile der Menge hören, so werden wir unter andern die Bemerkung machen, daß dem schönen Geschlechte die Vergehungen wider die Sittlichkeit weit höher angerechnet werden, als den sogenannten Herren der Schöpfung. Mit weit mehr Nachsicht sehen wir einen Jüngling, von der Kraft des Weines überwältiget, einhertaumeln; mit gefälligem Lächeln leihen wir einem andern unsre Ohren, wenn er die Gabe besitzt, unser Zwerchfell durch zweydeutige Spiele des Witzes angenehm zu kitzeln; ein dritter hat den Namen eines erprobten Wollüstlings, und er spielt nichts desto weniger seine Rolle in unsern Zirkeln fort, nach, wie vor. Ganz anders verhält sich aber unser Urtheil bey Mädchen. Wir

verabscheuen keinen Anblick so sehr, als den eines betrunkenen Frauenzimmers; nichts beleidiget uns so sehr, als Zotten in dem Munde desselben; und ein Mädchen, welches sich einer Sünde wider die Schamhaftigkeit schuldig macht, nennen wir in unserer Sprache entehrt.

In wie ferne nun diese Nachsicht gegen das männliche, und diese Strenge gegen das weibliche Geschlecht sich auf Gründe der Vernunft stütze, wollen wir hier etwas näher betrachten.

Es scheint, als wäre es eine durch allgemeine Uebereinstimmung anerkannte Wahrheit, daß dem schönen Geschlechte vorzugsweise eine grössere Summe von Verbindlichkeiten, sich der Tugend zu befleissen, müsse zugezählet werden, als dem starken Geschlechte.

Allein, da die Endzwecke beyder Geschlechter von dem gemeinschaftlichen Standpunkte aus, der Menschheit — betrachtet, sich in

einem und demselben vereinigen, nehmlich in Tugend und Glückseligkeit; und da nur ein Mittel, nur ein einziger Weg dahin leitet — Unterwerfung der Sinnlichkeit unter die Herrschaft der Vernunft: so läßt sich auf obige scheinbare Uebereinstimmung wenig fussen. — Lassen Sie uns einen andern Standpunkt wählen. —

1. Das Verhältniß beyder Geschlechter gegeneinander war nicht zu allen Zeiten das nehmliche, war, und ist nicht bey allen Völkern das nehmliche.

Es gab Zeiten, wo das Weib dem Manne zu mehr nicht diente, als — zur Befriedigung seines Geschlechtstriebes.

Es gab, und es giebt Völker, bey welchen das Weib in verächtlicher Sklaverey seine Tage — verweint.

Zu unsern Zeiten, in unserm Erdtheile hingegen wurde das Frauenzimmer bey lebendigem Leibe — kanonisirt, und es ist eine Sünde wi-

der den guten Ton, ihm seine Verehrung zu versagen. Sehet da den ersten Grund ihr schönen Heiligen! euch der Verehrung würdig zu machen, um so viel mehr, weil es von euerm Beyspiele abhängt, die Herzen eurer Verehrer zum Guten, oder zum Bösen zu lenken.

2. Wir Menschen gelangen nur mit Hilfe der Sinnwerkzeuge zu Vorstellungen und Begriffen, welche sowohl der Richtigkeit, als der Zahl nach denselben entsprechen. Vorstellungen und Begriffe aber bestimmen unsre Handlungen. Da nun das schöne Geschlecht im Allgemeinen mit schärfern, feinern Sinnwerkzeugen, mit einer zärtern Organisation aus den Händen der Mutter Natur gekommen: so scheinet dasselbe auch feinere Vorstellungen und Begriffe zu erhalten, und sofort, zu bessern, schönern Handlungen bestimmt zu seyn.

3. Die Einrichtung unsrer gegenwärtigen bürgerlichen Gesellschaften wälzte die schwer-

ste Last, die größte Summe der Geschäfte auf die Schultern des Mannes. Nur Männer entzwingen der Erde ihre Früchte, bluten für das Vaterland, versetzen Berge, trocknen Seen aus, durchschneiden Meerengen, umsegeln die Welt, und umschlingen sie mit dem Bande des Handels. — Wie enge hingegen ist der Zirkel der Thätigkeit für das schöne Geschlecht! Dem Manne steht die Welt offen, nur Unmöglichkeit — ist seine Grenzlinie: dem Weibe ist sogar die Hausthüre verschlossen. — Was bleibt ihnen übrig, meine liebenswürdigen Schönen, als sich im Reiche der Moralität zu entschädigen, um im Schmucke häuslicher Tugenden dem Auge des Mannes gegen über nicht erröthen zu dürfen?

4. Nichts ist in der ganzen Natur von so allgemein anziehender Kraft, als die Schönheit. Alle Wesen der Schöpfung erkennen sie nach ihrer Art, huldigen der Himmlischen, und sonnen sich wonnevoll in ihrem milden Abglanze. Zwar

ist diese Tochter der Gottheit in keinem endlichen, einzelnen Wesen zu finden mit allen ihren Eigenschaften, sondern lächelt nur theilweise entweder aus Formen oder Seelen hervor, und offenbaret sich nur dem edler denkenden Seher, welcher im Geiste die einzelnen Züge der Göttlichen, welche durch das grosse All der Schöpfung zerstreut sind, sammelt, und in ein harmonisches Ganzes zu verbinden weiß: dennoch scheint es, es habe der liebenswürdigen Regentinn der Welt — der Schönheit — vorzüglich beliebt, den Bau des Weibes zu ihrer irdischen Wohnung zu bilden. —

In seiner Kraft steht der Mann — eine Urkunde göttlicher Allmacht! —

Wie um die Eiche das Epheu sich schlängelt, so hängt in reitzenden Wellenlinien fliessend das Weib in den Armen des Mannes, und himmelan lispelt ihr segnender Mund: Gott ist die Liebe! —

O Menschheit! welch reitzenderes Bild konnte die Weisheit und Güte des Schöpfers wählen,

dich in die Arme der liebenswürdigsten Schö- nen — der Tugend — zu locken! —

5. Wachset und vermehret euch, war der erste Segen des Weltschöpfers. — Welch eine Erhöhung der Würde des Menschen — Schö- pfer der Nachwelt zu werden! — Welch eine hohe Bestimmung für euch, ihr Schönen! der ewigen Natur ähnlich, in euerm Schooße die Früchte der Liebe, die Wonne grenzenloser Ewigkeiten zu reifen! Dieser so schönen, als entzückenden Bestimmung dem Willen der heiligen Natur gemäß zu entsprechen, ist es eure Pflicht, so viele Vollkommenheiten, als möglich, in euch zu vereinigen. Denn jede böse Leidenschaft wirket nach den innern Ge- setzen der Natur auf eine schädliche Weise auf unsere Gesundheit. Die Zerrüttung der Ge- sundheit hemmet die freyen Wirkungen des Geistes, und schränket die wohlthätigen Fol- gen seiner Thätigkeit ein, oder verwandelt wohl gar ihren Segen in Fluch. —

Von dem physischen und moralischen Zustande binnen den Monden der Reiffung des Menschen im Schooße der Mutter, hängt die Empfänglichkeit, die Neigung für Tugend oder Laster, die Summe künftiger Leiden oder Seligkeiten des werdenden Geschöpfes ab.

Welch süsser, entzückender Anblick ihr Schönen! euch für die Sorge um eure Gesundheit, für die Bemühungen der Tugend in gesunden und tugendhaften Kindern belohnt zu sehen! —

6. Das, was die Mutter so eben geboren hat, ist nichts mehr, und nichts weniger, als ein Thierchen. Zum Menschen geht ihm noch viel ab — die Vernunft. — Auf euerm Schooße, an eurer Brust lernt der Säugling wollen und nicht wollen, begehren und verabscheuen; hier werden seine Sinnwerkzeuge angenehm oder unangenehm berührt; hier erhält seine Seele die ersten Eindrücke; hier wird die Spindel ge-

drehet, um welche sich alle künftige Fäden der Ideen winden; hier schon werden der Phantasie die Flügel eingesezt, mittelst welcher der Geist das grosse All durchfliegen soll; hier endlich bildet sich, entwickelt sich das Heer der Leidenschaften, die Triebfedern der Thätigkeit, Herz und Verstand schliessen ihren Akord, und an dem Tage, wo er die Brust der Mutter verläßt, tritt der Knabe oder das Mädchen in den Zirkel der Menschheit, ein nützliches oder schädliches Glied — nach Maßgabe der mitgetheilten Empfänglichkeit für das Gute oder für das Böse. —

Wie vieles liegt nun an dieser Empfänglichkeit! — Ist das Interesse für die Menschheit so klein, um die Leitung, Entwicklung der angebohrnen Fähigkeiten des Säuglings, die Farbengebung seines Karakters dem blossen Zufalle, dem Gerathewohl preis zu geben? —

Nein; die Harmonie der Schöpfung ruft euch zu, ihr Mütter, keine Mißtöne in den

Einklang der Wesen zu spielen; der Staat fordert seinen Bürger, die Familie seine Stütze, die ähnlichst geschaffene Seele ihren Freund aus euern Händen.

Allein — merken Sie wohl, meine liebenswürdigen Schönen! — Niemand giebt, was er nicht hat; und nur in einem frommen Herzen schlägt die Weisheit ihren Thron auf! —

7. Leben heißt: Leiden. — Als der ewige Geist am Morgen der Schöpfung die Myriaden der Wesen um sich her versammelte, da sprach er zu ihnen: Einen Kampf sollt ihr kämpfen, Glückseligkeit euch selber ersiegen, durch Leiden ersiegen. — Und sieh da! die Elemente begannen wider einander zu kämpfen; wider die Winde bäumte sich trotzig die Woge des Meeres, stemmte der Rücken der Berge sich, mit verzehrender Zunge schlängelte das Feuer sich durch die Adern der Erde. Im Menschen erhoben

zween mächtige Riesen sich — Sinnlichkeit und Vernunft, über ihn die Herrschaft zu erringen.

Warum diesen Aufruhr, Vater der Liebe in deiner Schöpfung? — Weil sie leben soll die Schöpfung; weil kräftig die Kraft der Dinge seyn soll; weil Thätigkeit die Stockung und Fäulniß hemmen, und am lezten Tage der Tage Ruhe seyn soll. Wo ist Ruhe, ohne vorhergehende Thätigkeit? Wo Freude ohne Leiden, wo Windstille ohne Sturm?

Warum seufzest du, gedrückter Sterblicher? Hast du nicht Thränen?

"Lindernde Thränen, euch gab die Natur
dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu.
Wäret ihr nicht, und könnten ihr Leiden
die Menschen nicht weinen,
Ach! wie ertrügen sie's da!"

Klopstock.

Armer Mann! hast du noch nicht ausgeweint? Blick um dich her! — Siehst du dort das Lächeln um den Mund deines Weibes? Der Vater der Liebe hat dieß Lächeln gebildet, vom Auge die Thränen dir wegzulächeln. —

Es war nicht gut, daß der Mensch allein sey. — Sey mir gesegnet, edleres Geschlecht der Schöpfung, seyd mir gesegnet ihr liebenswürdigen Schönen! Euch schuf der Ewige, erträglich zu machen dieß Erdenleben.

Aber nur aus reinen Herzen quillt der Balsam der Freude, und nur das Lächeln der Tugend schmilzt die Leiden dahin. —

8. Um der Liebe des Edlen sich zu würdigen, haben Tausende ihr Herz gereiniget; um der Liebe eines edlen Mädchens willen sind Bösewichter zu Heiligen geworden. — Liebe flößte der Allgütige in jedes Wesen; Liebe ist die göttliche Salbung der Menschheit; Liebe ist jenes reitzende Vorgefühl ewi-

ger Wonne, ist das Salz, welches unsre Seele nach höhern Seligkeiten dürsten macht; Liebe ist die Vorübung, die Empfänglichmachung für göttliche Gefühle; Liebe ist der Adler, auf dessen Schwingen unsre Seele Welten umfliegt; Liebe ist das Rosenband, welches das Endliche an das Unendliche, das Geschaffene an das nicht Geschaffene bindet.

Liebe ist der schönste Gedanke des Schöpfers.

Liebe zum Geschenke der Menschheit vom Ewigen in eine Form gegossen ist — das Weib. —

Heilig ist die Liebe! —

Heilig sey die Wohnung der Liebe. —

Von der körperlichen Beredtsamkeit.

Die körperliche Beredtsamkeit ist die Fertigkeit, durch Mienen und Geberden — Gedanken, Empfindungen und Handlungen auszudrücken.

Die körperliche Beredtsamkeit hat vor der Sprache dasjenige zuvor, daß ihre Ausdrücke allen Menschen jeder Nation, jeder Mundart, jeder Ausbildung verständlich sind.

Ihre Ausdrücke sind entweder Bewegungen oder Ruhe.

Bewegung: z. B. gefaltete Hände. Ruhe: z. B. ein ruhig nachdenkender Blick.

Die Bewegungen sind entweder nothwendige, mechanische: z. B. athmen ꝛc. oder zufällige, willkührliche: z. B. die Hogartische Linienbewegung des Armes.

Die Bewegungen sind ferner entweder jederman verständlich, oder nur verabredet.

Diese Bewegungen von Menschen, in was immer für einem Affekte hervorgebracht — im Zorn, in der Liebe, der Freude — gleichen sich in der Hauptsache alle, und sind nur in ihren Manieren und Graden bey verschiedenen Menschen, und verschiedenen Veranlassungen verschieden.

Es kömmt also darauf an, zu untersuchen, welche Affekten des Menschen unter sich die ähnlichsten sind, um zu bestimmen, welche Bewegungen gleichfalls unter sich die ähnlichsten seyn mögen.

Die Affekten lassen sich nach gegenwärtigem Gesichtspunkte eintheilen:

I. in angenehme;

II. in unangenehme.

Zur ersten Klasse zählen wir Hofnung, Freude, Liebe, Edelmuth, Großmuth, Heldenmuth.

Zur zweyten: Furcht, Traurigkeit, Haß, Rache, Gewissensangst, Hochmuth, u. s. w.

Folglich sind die Bewegungen, womit die Affekten der ersten und zweyten Klasse ausgedrückt werden, unter sich die ähnlichsten.

Die Bewegungen der ersten Klasse verschönern den Körper, die der zweyten entstellen denselben, verhäßlichen ihn.

Die Bewegung ist ohne Zweifel unter allen ihren Verschiedenheiten von Hurtigkeit oder Langsamkeit angenehm.

Die Ruhe ist einer von den Umständen, die weder angenehm, noch unangenehm sind.

Home.

Die Anmuth der Bewegung zeigt sich vornehmlich am Menschen, weil sie schön ist,

und jede Gebehrde ihre Bedeutung hat. Jedes Glied des menschlichen Körpers hat eine gute und schlechte, eine angenehme und unangenehme Stellung. Gewisse Stellungen sind äusserst anmuthig, andere platt und pöbelhaft, einige zeigen Würde, andere Niedrigkeit an.

Home.

Keine unangenehme Leidenschaft hat Würde. Anmuth und Würde kömmt nur dem Menschen zu.

Anmuth hängt mit der Bewegung zusammen. Anmuth entsteht aus den Veränderungen des Gesichts, und zwar aus solchen, die gewisse, günstige Eigenschaften ausdrücken, wie Sanftmuth, Wohlwollen, Erhabenheit, Würde.

Würde mit einer artigen Bewegung verbunden, bringt Anmuth hervor; doch ist ein ausdruckvolles Gesicht nöthig.

Anmuth ist also dasjenige äussere Ansehen, welches aus der Artigkeit der Bewegung entsteht, und aus einem Gesichte, welches Würde ausdrückt. — Die heftigsten Leidenschaften äussern sich nur auf eine ganz einfache Weise.

Tändeleyen aus den Papieren

des

Herrn H....

I.
Eile des Lebens.

Jette!

Gestern gieng ich am Biberbache auf und ab, und zürnte über Tücke und Bosheit der Menschen. Ich strafte und schalt die Thoren, als stünden sie vor mir. Mit dem Stocke focht ich in der Luft, und kam so sehr in die Hitze, daß ich mit verdoppelten Schritten mich ausser Athem lief. Müde lagert' ich mich am Gestade dieses Flüßchens, und schlief ein. Mir träumte:

In einem kleinen Nachen
Mit vollen Segeln fuhr
Amor und Lyäus,
Die Freude und auch Du!
Wo wäre wohl die Freude,
Wo Amor und Lyäus,
Wo, Liebchen, Du nicht bist?

Anakreon, Silen,
Mit hundert schönen Mädchen,
Bekränzten sich und scherzten;
Und schäkerten und sangen;
Und hunderttausend Scherze
Umtanzten wie die Mücken
Den leichten Kahn.

Ich hörte schon von Ferne einen melodischen Gesang, den ich aber noch nicht deutlich verstand. Allmählig wurde er deutlicher, und ich verstand jede Sylbe:

Junge Mädchen! alter Wein!
Hat der Himmel schön're Gaben?
Muß man Diadem, Palläste haben,
Dieses Lebens froh zu seyn?

Aller Schönen Wohlergehn!
Welche gern den Mund zu Küssen spitzen,
Und die gegenwärt'ge Stunde nützen,
Weder vor- noch rückwärts sehn.

Mädchen! nur die Zeit ist karg,
Nicht die Freude; weil wir Kränze flechten,
Weil der Becher schäumt, entfällt der Rechten
Frischer Kranz und Becher in den Sarg.

Küsset, trinket; seht ins Meer
Führet Phöbus hinter jenen Hügeln
Unsre Freude. Du ereilst mit Flügeln
Spätrer Horen ewig sie nicht mehr.

Du kannst dir einbilden, daß ich wünschte, in diese frohe Gesellschaft aufgenommen zu werden. Auf deine Fürsprache geschah es; und mein Entzücken kam der Seligkeit der Götter gleich.

Manches Lied sang noch Anakreon
Mit den Mädchen; manchen falschen Ton
Schrie Silen darein; ein lautes Lachen
Unterbrach die Lieder; aber er
Lächelt mit, läßt sich nicht irre machen;
Und ihn lobt der Scherze ganzes Heer
Spöttelnd, daß aus ganzer Seele
Und aus ganzem Leib und voller Kehle

Gutgemeint der gute Greis
Wiederum aufs neu' beginnet,
Singt und trinket bis der Schweiß
Ihm von Stirn und Wange rinnet.

Unangenehm war mir das Erwachen, das mich aus diesem Traume weckte. Was betrügst du dich um dieß kurze Leben? Ist es nicht das einzige, das dir die Götter gaben, sagt ich zu mir selbst. Rollt es nicht unaufhaltsam, wie ein heisses Wagenrad vorüber? Weil du zürnst, und über Tücke blinder Thoren eiferst, entfloh schon ein Theilchen desselben unbenüzt. Fest sey nun mein Entschluß:

Allen Kummer will ich von mir streifen,
Wie ein Kleid von Thau und Regen naß,
Und den Sorgenschwarm im Wein ersaufen.
Jette! flink das größte Deckelglas!

Rasen will ich, wie der Tejer, trinken,
Rosen pflücken will ich, weil sie blühn,
Weil sie mir auf vollen Busen winken,
Mädchenwangen küssen, weil sie glühn.

Närrchen! spare deine Fingerschläge,
Weg vom Mund das Schürzchen und die Hand;
Alles Lustgefühl in mir wird rege,
Streif es ab, dieß neidische Gewand!

Laß die Thoren bettelnd ihre Blicke
An der Götter diamantnen Thron
Heften; weil sie vorwärts und zurücke
Blicken, ist die nahe Freud' entflohn.

Ich, ich blick in schäumende Pokale,
Und in deinen Schooß. Ha! ringsherum
Schwindet alles; selbst Zevs Nektarschaale,
Wünsche, Bitten, Glück, Elisium.

II.

Amors Pilgerschaft an Elise.

Elise!

Allen artigen Schönen zum Verdrusse, und besonders dich, o Elise! in Verzweiflung zu bringen, (o leugne es nur nicht, daß du deine himmelblauen Augen bey meiner Verschwindung roth geweinet habest!) — gieng ich in eine Klause. Mein Amor gieng mit; aber daß du ja nicht zu früh über meine Pilgerschaft spöttelst! Er legte seinen Köcher und Bogen ab, und — wie er sagte — auf ewig. Er will im Ernste mit mir Busse thun.

Mit der Pilgertasche
Und dem Andachtsglöcklein in der Hand;
Mit der Kürbisflasche
Und dem schwarzen härenen Gewand

Folgt er mit ungleichen Schritten
Mir durch Haiden, Berg und Thal
Hin, wo Liebe keine Hütten
Baut: wo Felsen nackt und kahl
Traurig stehn; aus deren Ritzen
Hie und dort ein magres Fichtchen ragt;
Und auf deren Spitzen
Melancholisch nur ein Käutzchen klagt;
Wo die Nachtigallenlieder.
Ewig schweigen: liessen wir uns nieder.

Eine natürliche Felsengrotte diente uns statt einer Hütte. Ich warf meinen Pilgerstab hin zur Erde, und es war mir leicht ums Herz; (ich muß dir die Wahrheit gestehen, obwohl es deinem Stolze wenig schmeichelt). Mit der heitersten Miene und dem ersten freyen Athemzuge, den ich wieder athmete, seit ich dich das erstemal erblickte, sagte ich: Hier wollen wir bleiben, Amor! — So mochte es dem Trojerfürsten zu Muthe ge-

wesen seyn, als er zu seinem gesammelten Heere sprach: Hier ist das Ziel unsrer vieljährigen Mühseligkeiten! —

Amorn entfuhr ein unwillkührlicher Seufzer bey dieser Apostroph. Mit einer erzwungenen Heiterkeit brachte er den ersten und zweyten Tag zu; ich sah es ihm aber an, daß er was auf dem Herzen hatte, dessen er losgefragt seyn wollte. Es waren Gewissensängstlichkeiten, Skrupel fast von der Art, von welcher die Aebtissinn zu Quedlinburg geplagt wurde. Tag und Nacht schwebt Elisens Bild vor mir, sagte er mit jenem reitzenden Blicke, der zugleich lächelt und weint. Du solltest ihn nur sehen, den kleinen Pilger; er guckte aus seiner Kaputze hervor, wie ein — Amor.

Mädchen! deine dunkelbraunen
Haare gleichen einem Myrthenhain,
Unter dessen Schatten hold und klein
In dem ruhigen und süssen Staunen

Eine Psyche lächelt; mit dem keuschen
Sinn
Gleichest du der Blumenköniginn,
Wenn erröthend sie auf niederm Throne
Ihre Schönheit Flur und Auen zeigt;
Bist so freundlich, wie die Anemone,
Wenn sie sich vor jedem Zephyr neigt.
Einer blumenreichen Wiese
Gleichest du, o göttliche Elise!
Bienen ähnlich schwärmt der Blick
Her und hin von Reitz zu Reitze,
Und mit jenem süssen Geitze,
Kehrt er nimmersatt zurück;
Ungewiß in dem Genusse
Schwelgt und darbt er selbst im Ueber-
flusse.

O du hättest sie sehen sollen, wie ich sie das erstemal erblickte und belauschte, als sie eben aus dem Bade stieg. Ruhigen Blicks, sorgenfrey, ihrer Reitze unbewußt, (denn sie kannte die Liebe nicht) saß sie da:

Ohne Gürtel, ohne Schleyer
Zeigte sich die Schönheit der Natur;
Und es hielten ihre Feyer
Huldigend die Au, der Wald, die Flur;

Und es herrschte feyerliches Schweigen,
Das ein Säuseln um den Schmerlen-
bach,
Und ein Lispeln aus der Bäume Zweigen
Wie der Wollustseufzer unterbach.

Erd und Himmel lauschen,
Und es bebten Hügel, Berg und Thal;
Stille herrscht aufs neue überall.

Venus fuhr mit ungestümen Rauschen,
Mit der Fülle ihrer Allgewalt
In ihr Herz, daß ihre Brüste beben;
Und ein neues, süß'res Leben
Wallet in der schöneren Gestalt.

Um sie schwebt, gleich einem leichten Kleide,
Welches sanft um Mädchenhüfte fleußt,
Und der Schönheit Reitze höher weißt,
Nicht verbirgt, die Anmuth und die Freude,
Liebe, Liebe ist der Schönheit Geist.

Es ist umsonst; im Pilgerkleide selbst bleibt Amor ewig — Amor der Verführer. Er hatte noch nicht ausgeredet, als ich schon meinen Pilgerstab wieder aufhob. Traurig und gedankenvoll und langsam sezte ich meinen Weg wieder zurück. So mag es einem Manne zu Muthe seyn, der nach einem Schatze grub, und schon einen grossen Kessel voll blanken Goldes bey dem Ringe faßt, um ihn hervorzuziehen, aber aus Freude, uneingedenk des Gesetzes, einen Freudenschrey thut, und Gold und Kessel vor seinen Augen versinken sieht.

Das will ich dir gesagt haben, Elise! Amor schilderte Aphroditens Reitze, als sie

dem Meere entstieg, nicht die Reitze einer sterblichen Elise. Damit du ja nicht zu stolz werdest: Dein Sieg ist so völlig noch nicht entschieden, als du wohl glaubst. Bey der ersten spröden Miene möchte dein Amadis seinen Pilgerstab wieder nehmen, und (zu seiner grössern Sicherheit) den schalkhaften Flügelgott zu Hause lassen.

III.

Amors Kasuistik.

Jette!

In einem schwarzen Rocke, einem Kragen um den Hals, überraschte ich unsern Amor an meinem Studierpulte; er zog sein Gesicht, das lächeln wollte, in ernsthafte Falten bey meinem lauten Gelächter, in das ich bey seinem ersten Anblicke ausbrach.

Was machst du Amor? Ein Schulkompendium, gab er mir mit der gravitätischen Miene eines Doktors der Sorbonne zur Antwort. Ein Schulkompendium wiederholte er nochmal. Er führte mich an der Hand zu dem Schreibpulte. Ich las:

Amors Kasuistik
in sechs Kapiteln,
zum Gebrauche seiner
Schülerinnen.
Paphos
1798.

Ich kann dich versichern, ein systematischeres Werk, als Amors Kasuistik ist, hast du noch keines gelesen. Auf jeder Zeile fand ich drey bis vier Citationen. Gerne wollt' ich sie dir mittheilen, wenn ich nicht besorgte, so gut du auch sonst Amorn verstehst, du möchtest ihn in diesem nicht ganz verstehen. Du magst es mit dem Kapitel von Küssen versuchen.

Welchem der Vorgänger folgtest du? fragt' ich ihn.

Amor. Rath' einmal.

Ich. Folgst du den Nasonen und Properzen?
Folgst du Grecourts schlauen Scherzen?
Folgst du dem Anakreon?
Oder Wielands Spötterton?
Lehrst du, wie Jacobi, zärtlich küssen,
Zärtlich seufzen, wie Tibull und Kleist?

Amor. Sollen wohl der Liebe Dichter wissen,
Was ein Amor selbst nicht weißt?
Ich studier Suarezens Geist.

Siehst du, Jette! diese Schalkheit verstehst du ohne Kommentar schon nicht. Suarez war ein alter Jesuite, der in Quart und in Folio wider Amorn zu Felde zog, und im Grunde die Welt mehr ärgerte, als Amor, und Kupido, und alle seine Dichter.

Satz.

Küsse an sich selbst sind keine
Sünden,
Wenn der Geist mit ruhigem Empfinden
Selbst sich zur geweihten Lippe neigt;
Heiter, wie der aufgeklärte Himmel,
Wenn das wilde tobende Getümmel
Der Begierden in dem Herzen schweigt.

Erste Folgerung.

Aber wenn mit lüsternem Gefallen
Man nach Mädchenbusen schielt,
Und verweilt an seinem vollen Wallen,
Und verlegen mit der Schleife spielt;

Zwote.

Wenn ihr des Geliebten warme
Athemzüge geitzig trinkt,
Und bald so, bald anders eure Arme
Um den Hals, und um die Lenden
schlingt;

Dritte.

Wenn man hinter Weidenbüschen
Sich versteckt, und Schäferküsse flieht,
Und voll Sorgen, bang und ängstlich
zwischen
Ihren Lücken rückwärts sieht,
Ob der Schäfer wohl den Weg nicht
finde:
Dann, ihr lieben Mädchen, ist es Sünde.

Vierte.

Wenn beym Pfänderspiel das Pfand
Ihr an euern Busen drücket,
Daß des Jünglings kühne Hand
Sich verirren muß, euch krümmt, und
bücket;

Fünfte.

Oder: Wenn ihr das Gesicht
Mit dem Schürzchen und der Hand verdecket,
Und aus Schaam, aus Unschuld nicht,
Nur aus Wollust den Geliebten necket;

Sechste.

Wenn im kühlen Weidenteich
Aus dem Schlaf ein Schäfer euch
Mit der Küsse hundertsten kaum wecken
Kann; und wenn ihr spät genug erwacht,
Mit dem süssen Zorn, und süssen Schrecken
Den Verwegnen nur noch kühner macht;

Siebente.

Wenn das Herz, wie Wogen einen Kahn,
Süsse Wallungen der Wollust wiegen,
Und in langen, heissen Zügen
Ihr den Athem holt, und näher an
Des Geliebten heisse Wangen
Eure Wangen legt, und unter langen
Küssen euch manch Seufzerchen entfleugt;

Achte.

Wenn ihr nur am Tag euch sprӧde zeigt,
Und voll Lüsternheit bey Finsternissen
Der verschwiegnen Nacht euch hin zu Küssen
Gleich Dianen zum Geliebten neigt;

Neunte.

Wenn ein Jüngling ausser sich vor Lust
Eure Wangen, Stirne, Mund und Brust
Ohne Ordnung küsset, und verwegen
Euer neidisches Gewand
Euch zerreißt mit frecher Hand;
Und ihr nur mit sanften Fingerschlägen
Ihn bestraft; . . . Ach! Aggravantia!
Doch was sag ich, traute Schülerinnen?
Es sind Speciem mutantia,
Und der Liebe Charitinnen
Wenden sich von solchen Küssen scheu.
Schmach, und Ueberdruß, und Reu
Nagen mit Erinnenbissen
Euer blutendes Gewissen.

Du siehst aus diesem kleinen Auszuge, wie bestimmt er ist. Er geht in die kleinsten Nüancen hinein. Und wie er durch die obigen neun Korollarien die koquettischen Küsse musterte, so durchgeht er alle Arten der Küsse. Jede Art theilt er wenigstens in zwölf Unterabtheilungen ab. Zudem macht er noch verschiedene Klassen, sowohl über seinen eignen Text, als über die Citationen.

„Es giebt Küsse, sagt er an einem Orte „dieses Kapitels, bey welchen man, wie „Sterne beobachtet, noch Gegenwart des „Geistes genug hat, sich zu besinnen, daß die „Uhr noch nicht aufgezogen ist.

„Solche Küsse sind an sich selbst betrach„tet, gleichgiltige Handlungen, die weder „Sünde noch nicht Sünde sind. Doch „kömmt viel auf die Umstände und Absichten „an. So z. B. würde der einzige Umstand, „daß nahe bey der Uhr ein Kanapee stünde,

„dem Kasus eine ganz andere Wendung ge-
„ben.„

In seinen Beweisen sieht er auf die Folgen; was nur einigermassen möglich ist, nüzt er zum abschreckenden Beweggrunde. Unter vielen will ich dir nur den anführen, mit welchem er sein siebentes Korollar belegt.

— — — — — —

Denn ihr Busentuch verwehen
Lose Zephyr ihr vielleicht;
Sezt nun noch (was ist so leicht,
Und so oft, als dieß geschehen?)
Daß ihr Röckchen (denn es reicht
Ohnehin ihr kaum zum Knie,) im Drehen,
Wenn ihr Schlaf nicht ruhig ist,
Weiter aufwärts kömmt: wer blieb noch
stehen
Bey des Wohlstands Grenzen, und wer
mißt

Hier gewissenhaft? Vom Helfensrieder
Bis zum grossen griechischen Genie —
Archimed — verirrte jeder
Sieben Striche wenigst' übers Knie,
Und 5 Zolle unters Mieder.
Sagt, wenn selbst auf Heben
Alle Götter lüstern niederschaun,
Und ein jeder, wie ein Faun
Sich geberdet, als sie auf den Rücken
Fiel, und ihren Faunenblicken
Mit hochaufgeschlagnen Beinen wies,
Was ihr wißt; und wenn vor Lachen
Selbst der Göttergott dem Aergerniß
Nur sehr spät ein Ende machen
Konnte: könnt ihr mehr Bescheidenheit
Von den armen Erdensöhnen hoffen?
Wähnet ihr, daß sie betroffen
Fliehen werden? Nein, im Streit
Muß der Geist dem Fleische unterliegen;
Welches Herz kann Mädchenreitz besiegen?
Einen Messerrücken breit

Streift er Anfangs mit der Fingerspitzen
Euer Röckchen weiter... Doch was nützen
Viele Worte: mählig kömmt er weit.

Ich grif dem kleinen Schalke nach den Locken, ob ich nicht irgend verborgne Hörnerchen entdeckte. Mich däuchte, ich fühlte kleine Beulen. Fleissig werde ich auf ihr Wachsthum merken, und wenn sie nur noch zwey Linien höher anwachsen sollten, so schicke ich ihn in die Wälder bey Weimar. Warum that ich ihm aber auch Suarezens Folianten nicht aus den Augen? Du weißt, daß ich den muthwilligen Hörnergöttern aus ganzem Herzen gram bin. Ich weiß nicht, was ich gethan, wenn mich der Schluß dieses Kapitels nicht wieder besänftiget hätte.

— — — — — —

Aber Mädchen! wenn voll Huld
Ausser euch die Seele sich erschwinget,
Und voll reger Ungeduld
Zur verwandten Seele dringet;

Windstill euer Herz, wie die Natur,
Wenn es mählig dunkler auf der Flur
Und auf Wäldern wird vor Ungewittern;
Und durch Zweig und Ast ein banges Zittern
Fährt, und schwüle Luft den Aether füllt,
Hoch in euerm Busen schwillt;
Und ein namenloses, süsses Beben
Hin durch jede Nerve bis zum Leben
Fährt; euch Hören und Bewußtseyn raubt:
Mädchen! solche Küsse sind erlaubt.
Mit der Liebe reitzendem Erblassen
Lag einst Jette so auf deinem Schooß;
Holder Amadis! die Wonne schloß
Ihre Augen, und die nassen,
Kühlen Wangen lagen dir
An der Brust; ein Arm lag hier,

Und der andre dort; und schmachtend
schwebet
Mit der Anmuth Lächeln über ihr —
Glücklicher! dein Blick; erwachend hebet
Sie den ihrigen hinauf zu dir.

Siehst du da den kleinen lieben Schmeichler wieder? Sein Anfang und sein Ende bist — Du. —

Briefe

eines schwäbischen Schulmeisters

über

dramatische Dichtkunst insbesondere

und

schöne Kunst überhaupt.

Erster Brief.

Ein Trauerspiel nach meiner Forderung, sagen Sie in Ihrem lezten Briefe, könne nichts, als uns eine unfruchtbare Klage über das Fatum auspressen."

Ich gehe noch weiter, und behaupte, daß eben diese Stücke mit den angegebnen Eigenschaften, und nur diese Stücke allein wahrhaft tragisch sind. Was ist da zu bewundern, und zu bemitleiden, wenn den Sohn des Lasters die natürlichen, traurigen Folgen seiner Thaten niederdrücken? Der kindische, nicht gar moralische Gedanke: es ist ihm recht geschehen — ist der ganze kümmerliche Lohn des Dichters. Er ringt mit seinem Schicksale nicht, wie ein Mann, sondern in Furcht und Zittern, wie ein Bösewicht; auch fällt er nicht,

wie ein Held, sondern wie ein winselnder Knabe. Ein solches Stück hält uns den Spiegel menschlicher Erniedrigung vor, und drückt uns nieder, statt uns zu erheben.

Es ist ein peinliches Gefühl, den Sohn des Himmels im Kothe sich wälzen zu sehen; mit Abscheu wenden wir den Blick von ihm ab: wenn aber der Held des Trauerspiels mit seinem unvermeidlichen Schicksale als Mann ringt, und als Sieger fällt, so verweilt unser Auge gerne auf ihm, ein moralisches Interesse hat ihn unserm Herzen näher gebracht. Theilnahme, Bewunderung, Furcht und Schrecken füllen wechselweise unsre Seele, wir ringen, und fallen siegend mit ihm, und nichts vermag unser Herz mächtiger zu erheben, als wenn wir Grösse und Stärke der Moralität über Elend und Schicksal erhaben sehen. Wir beneiden den Marquis von Posa um seinen Tod; und Schrecken ergreift uns wieder bey

dem Gedanken, einem gleichen Schicksale zu unterliegen.

Und dieses ist es, was ich tragischen Schrecken nenne.

Vielleicht bin ich so glücklich, mich in Beyspielen deutlicher zu erklären. Im Oedipus, und in Iphigenia ist alles Fatum; und wer erkennt sie nicht als Meisterstücke der ältern Kunst? Im Don Karlos, und in Emilie Galloti ist es Fatum; und wer erkennt sie nicht als Meisterstücke der neuern Kunst?

Die schuldlose Emilie hat das unglückliche Fatum, die Leidenschaft des Fürsten zu erregen, welcher das noch unseligere Fatum hat, einen Marinelli zum Günstling zu haben. Appiani wird ermordet, Emilie unter der gefälligsten Larve in die Hände des Wollüstlings geliefert, aus denen sie nicht ihre Unschuld, nicht der edle Trotz Odoardo's retten kann.

Sie ist gegen den Prinzen nicht gleichgültig; sie sieht voraus, daß sie in dem Hause

des Kanzlers verlohren gehen muß. Nirgends ist Rettung für die Tugend des Engels. In dieser gräßlichen Lage fürchten, zittern wir für sie. Indem ein moralisches Interesse innig mit dem Schicksale der leidenden Emilie das unsrige verwebt, möchten wir den Teufel Marinelli ermorden. Furcht und Schrecken über die Dinge, die da kommen sollen, sind aufs äusserste gespannt, und muthvoll, und lächelnd begehrt Emilie von Vaterhänden den Tod. — Ich kenne nichts Gräßlicheres unter der Sonne, als Kindesmord. Was ist nun das, was das gräßliche dieser That, die ein Vater an seinem Kinde verübt, mildert? Was ist's, was unser Herz bey dem Todesröcheln der verblutenden Emilie aufjauchzen heißt? Was ists, was uns so mächtig erhebt, da uns das Gräßliche der That doch beynahe vernichten sollte? Der Sieg der Unschuld über Wollust und Teufelslist, die Grösse der Moralität ist es, was den Menschen über alles

hinwegbebt, die Stärke der Menschheit über Tod und Erde. Wir vergessen den Tod Emiliens, wir sehen nur ihre Rettung aus den Händen des Wollüstlings; wir sehen nicht den Mörder, sondern den Retter seines Kindes im Vater, und Bewunderung und Freude, Schrecken und Jubel schmelzen in die hohe tragische Empfindung zusammen.

Dieses sind die Momente, in denen die tragische Kunst ihren Triumph über unsre Herzen feyert.

Man hat Lessing getadelt, daß er nach dem Dolchstosse Odoardo's nicht den Vorhang fallen ließ, und noch mehr getadelt, daß Emilie so süßschwärmerisch von ihrem Tode spricht. — Als wenn nicht eben dieses die Hauptsache wäre! Als wenn nicht der wollüstige Schwächling es wäre, der über dem heiligen Leichname Emiliens das Geständniß ablegen müßte: Die Tugend entflieht allen Ketten

des Lasters! Als wenn dieses alles nicht wesentlich zur tragischen Wirkung gehörte!!

Wenn es Lessing nicht ausdrücklich gesagt hat, daß die Empfindungen des Trauerspiels aus dieser Quelle entspringen müssen: so hat er es doch sagen wollen.

"Aber wird der Dichter hierdurch nicht ausser Stand gesezt, die Folgen des Lasters zu zeigen?"

Warum nicht gar? Kann denn nicht neben Emilien ein wollüstiger Prinz, ein systematischer Bösewicht Marinelli, ein kalter Mörder Angelo stehen? Wer verwehrt das dem Dichter? Nur an Emiliens Stelle dürfen sie nicht stehen, nur an und für sich dürfen sie auf Hauptinteresse keinen Anspruch machen; als Nebenräder mögen sie eingreiffen, soviel es der Zweck des Ganzen erlaubt, und gleich den Druckern in der Mahlerey dazu dienen, um diese oder jene Charaktere, oder Gegen-

stände dem Auge näher zu bringen. Als Hauptperson würde Marinelli nur Abscheu erregen; als Werkzeug des Fatums steht er neben Emilien an der wirksamsten Stelle. Wir sind zu sehr mit Emilien beschäftiget, als daß Marinelli unsere hohen Empfindungen verbittern könnte, und ich bedauere den Mann, der sich in Gedanken mit Marinelli beschäftiget, wenn Odoardo Emilien den Dolch in's Herz stößt. Etliche Stunden nachher entwickelt sich erst der abscheuliche Höflingscharakter in unsrer Seele, und wir fangen an, den Dichter zu bewundern, der so richtig zeichnete.

Zweyter Brief.

Es ist nicht zu läugnen, daß einige, ja viele Stücke, welche ganz gegen meine Grundsätze sind, oder scheinen, nichts desto weniger allgemein als Meisterstücke anerkannt sind. — Was schadet das? Ich zerhaue den Knoten, ein zweyter Alexander, und sage: „sie werden fälschlich als Meister„stücke anerkannt. —„

Dieses Urtheil, erwiedern Sie, klingt etwas zu stolz in meinem Munde? Leider! durfte nur Lessing so etwas sagen. Wir armen Sünder müssen einen andern Weg einschlagen, wenn wir der Welt gerne sagen möchten, daß sie sich — betrogen habe.

Bescheiden trage ich meine Gesinnungen in diese Schreibtafel ein — wenn ich lange nicht mehr bin, möge J·· und S·· richten.

Es giebt nur eine Grösse, nur eine Erhabenheit — die moralische. Freylich müssen wir, wie überall, so auch hier, die Wahrheit von dem Scheine zu unterscheiden wissen. Denn es giebt auch eine falsche, nur scheinbare Grösse und Erhabenheit, die uns nicht selten täuscht, und gewöhnlich phantasiereichen Brauseköpfen mehr Bewunderung und Interesse ablockt, als die wahre moralische. Sehr natürlich! Leztere ist ja nur eine stille demüthige Magd des Herrn, die neben dem gnädigen Fräulein nach der Mode unmöglich ihr Glück machen kann.

Der Dichter, dem es an moralischer Grösse gebricht, befindet sich mit einer bereits verblühten Schönen in gleichem Falle: Beyde nehmen ihre Zuflucht zur Schminke. Aber nur Kinder lassen sich täuschen.

Grosse Kraftanwendung, um eine Krone zu stehlen, grosse Opfer der sinnlichen Liebe

dargebracht, Patriotensinn auf Kosten der Menschheit sind die gewöhnliche moralische Schminke, die der Dichter ohne moralische Grösse aufträgt, um uns für seine Helden einzunehmen.

Der schlichte Diktator, der zum Pfluge nach dem Siege zurückekehrt, ist freylich grösser als Cäsar, der seinen Mitbürgern die Freyheit stahl; aber er ist uns hochwohlgebornen Herren zu bauernmässig.

Wir wollen zu Beyspielen übergehen. — Karl Moor in Schillers Räubern ist ein Universitätsbursche, zulezt ein Räuber. Aber was für ein Räuber! Welcher Ernst, welche Würde in seinem Betragen! Wie erhaben, wie veredelt in jedem seiner Schritte! Wie künstlich weiß uns der Dichter aus der scheußlichen Räuberhöhle in die Zeiten der Heroen zu versetzen, indem er seinen Räubereyen die Folie unterlegt, als führe er das Rach-

schwerdt Gottes; wie glücklich verwebt er Amaliens Liebe, und des Vaters jammernde Zärtlichkeit mit diesem Karl, damit wir ja mit Amalien ihn lieben und achten, und mit dem Vater um ihn weinen sollen! Wie künstlich flattern die Geschichten Josephs, der Abschied Hektors, Brutus und Cäsars Zusammenkommen in Elisium um unsere Phantasie, um den Räuber Karl zu erheben, zum Heroen zu bilden!

Ist es wohl ein Wunder, daß dieses gigantesske Trauerspiel soviel Eindrücke bey jungen Leuten machte, die wenig oder keinen Sinn für stille, moralische Würde, desto mehr aber Sinn für scheinbare Grösse haben?—

Wir interessiren uns nicht für den Räuber Moor, sondern für den veredelten Räuber, und alles Interesse borgt der Dichter von der Moralität; und so verhält sichs mit den meisten von dieser Gattung. Der

Dichter mahlt uns seinen Helden meistens nur scheinbar groß, den einen in der Liebe, den andern in der Eifersucht, den dritten gar in einem ungewöhnlich grossen Laster. Wir sehen freylich die Menge gaffen, und staunen; aber —

Der Dichter hat noch einen andern Weg, uns für seine Geschöpfe Interesse abzugewinnen, wenn er nämlich seinen strafbaren Helden in ein Elend stürzt, das mit seinem Laster im Mißverhältnisse steht. Dadurch gewinnt der Held auf der einen Seite an Theilnahme, was er auf der andern am Charakter verliert. Aus dieser Ursache wird Niobe mit ihren Kindern immer ein hoher, tragischer Gegenstand bleiben, obwohl sie hochmüthigerweise Latonens Zorn erregte, die sich aber dennoch — im Vorbeygehen gesagt — für eine Göttinn etwas zu stark rächte.

Dritter Brief.

Ihnen ist nicht begreiflich, was denn eigentlich das Fatum sey? — Was geht diese philosophische Frage den Dichter an? Er soll sich eben zu diesem magischen Schleyer Glück wünschen; eben durch sein heiliges Dunkel vermag der tragische Dichter so viel zu wirken. Ich will versuchen, das weiter auszuführen, was ich in meinem ersten Briefe berührte.

Wandelt der Held des Trauerspiels an dem gewöhnlichen Leitbande eines gewöhnlichen Schicksals, fällt er auf eine alltägliche, plumpe Weise in eine Grube, die er sich selber gegraben: so bleiben wir gleichgültig, kalt; wandelt er aber in den dunkeln, schauerlichen Hallen des Fatums, wird er an den Ab-

grund, der ihn verschlingt, von dieser furchtbaren Gottheit hingerissen: so erwarten wir mit tragischem Schrecken die Entwicklung seines Schicksals, wir zittern für ihn, wenn er unwissend sich dem Abgrunde nähert; alle unsere Kräfte kommen in Bewegung, wir möchten ihm rathen, ihn warnen, ihn vom Rande des Verderbens, wenn er nicht hören wollte, mit Gewalt zurückreissen; mit einem Worte: er wird uns interessant.

Wäre Oedipus auf dem gewöhnlichen Wege des Lasters zu Vatermord und Blutschande gekommen, wie gleichgültig würden wir dem Gange des gemeinen Verbrechers, oder vielmehr, wie ärgerlich zusehen, und kaum erwarten können, bis er seinen verdienten Lohn empfangen hätte! Wie interessant ward uns seine Geschichte unter der Hand des Sophokles! Ein Orakelspruch bestimmt ihn zum voraus zum Vatermörder, zum Ge-

mahl seiner eigenen Mutter. Den Sohn des Unglücks vom eisernen Arme des Fatums zu retten, stößt ihn der Vater aus. Umsonst! Mit allmächtiger Hand hält ihn die furchtbare Göttinn in ihren Banden, und wirft ihn dem gedoppelten Verbrechen entgegen. Ruhig sitzt er im Schooße des Glückes, er sieht die schwarze Wolke über seinem Haupte nicht, noch weniger ahnet er den schauerlichen Tag der Entdeckung. Jezt fängt das Dunkel an, sich allmählig zu erhellen, immer an der Hand des unsichtbaren Fatums ist er der unglücklichen Stunde näher gerückt— und Furcht, Bewunderung und Schrecken haben sich indessen unsers Herzens bemächtiget. — Was anders als eben dieses Fatum ist es, dem diese Wirkung zukommt?

Wenn Oedipus wirklich groß fiele, so würde ich dieses Trauerspiel für das — Nicht mehr weiter der Kunst halten.—

„Nein, nein, rufen Sie mir immer entgegen, nicht jenen wahren wohlthätigen Schrecken, wohl aber Erbitterung kann uns das Fatum abzwingen. Der grosse Einzige hat es ja selbst schrecklich gefunden, und bitter ausgerufen: mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen?„

Etwas wahres ist in diesem Einwurfe, aber auch nur Etwas; und halbe Wahrheit ist, wie Sie wissen, keine Wahrheit. Ich will suchen, mich Ihnen zu erklären.

Der Engel der Apokalypse steht mit dem einen Fusse auf der Erde, mit dem andern auf dem Meere. Was nun uns Menschen betrift, so stehen auch wir mit einem Fusse im Koth der Erde; mit dem andern aber treten wir in die höhere, reinere Region des Himmels. Die irdische Hälfte von uns, die an den Gütern dieses Lebens hängt, empört sich nun freylich gegen das Fatum, und schreyt

über Ungerechtigkeit, wenn diese unerbittliche Göttinn dem begehrlichen Sterblichen seine kindischen Wünsche versagt, und ihn wie einen Ball hin und her wirft. Die himmlische Hälfte aber wandelt, über das Fatum erhaben, in einer höhern Region, von wo aus sie die Unebenheiten der Erde kaum bemerkt, und stolz darüber hintritt.

Aus dieser Mischung nun entsteht der wahre wohlthätige tragische Schrecken. Von der irdischen Seite ergreift uns Furcht, Schauer, Schrecken, wenn wir sehen, daß der Mensch von dem Fatum gehudelt wird: von der himmlischen Seite hingegen bemeistern sich unsrer Seele stolzes Selbstgefühl, hohe Freude und Seligkeit, wenn wir empfinden, daß wir über diese Hudeley erhaben sind.

So wechselt in uns Furcht und Schrecken, Muth und Freude, Druck des Schicksals und stolze Erhabenheit über dasselbe,

und diese Mischung nenne ich — tragischen Schrecken.

Wer je über seine eigenen Gefühle nachdachte, der wird finden, daß beym Ansehen oder Lesen eines guten Trauerspiels dieß der Gang seines Seelenvergnügens ist. Wir erschrecken freylich und fürchten uns, wie der Held des Trauerspiels, in die nämlichen Unglücksfälle zu stürzen: aber wir wünschen, wie er, über sie hinwegtreten zu können. Der grosse Gedanke, über das Schicksal erhaben zu seyn, der durch ein gutes Trauerspiel in uns geweckt wird, erhebt unsre Seele zu einem so wohlthätigen, seligen Gefühle, daß wir Furcht und Schrecken, die der Dichter in uns erregte, ganz gerne annehmen. Eiskalter Schauer durchzittert zwar unsre Seele, wenn der grosse Einzige ausruft: mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen! — Aber wenn wir ihn bald darauf in der schrecklichsten

Stunde des Leidens ausrufen hören: Vater! verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun! — so verschwinden die Schauer des Schreckens unter den Schauern der Grösse der Seele; die Flamme der Gottheit wird in uns geweckt, und hohes Seligkeitsgefühl unserer Erhabenheit läßt uns alles vergessen. Wir haben es mit etwas Grösserm zu thun, wir vergessen alle Ungerechtigkeit des Fatums; seine Peiniger verschwinden aus unserm Blicke, wir sehen nur ihn, ihn — den grossen Einzigen, der über seine Leiden, wie ein Gott, hinwegtritt. —

Wir erinnern den philosophischen Leser an den Aufsatz über die Idee der Alten vom Schicksal, von Gros. Horen I Jahrg. VIII Heft.

Vierter Brief.

— — Ich weiß recht gut, daß Lessing den reinmoralischen, christlichen Charakter zum Helden des Trauerspiels nicht wünscht. Auch fordere ich dieses nicht, nur glaube ich, daß mit der Neuheit des Charakters auch das Interesse des Trauerspiels wachse.

"Aber Lessing?"

Nun ja doch; wenigstens ist er nicht wider mich. Wir können nicht urtheilen, sagt er, bis ein Genie den Versuch macht, und mit Glück einen christlichen Helden aufs Theater bringt.

Diese Genien sind ja schon gefunden; was wollen wir mehr? Ehe ich sie nenne, noch ein paar Worte von den Stümpern.

Die Dichterlinge, welche bisher Christen zeichneten, idealisirten, pinselten und

verwischten so lange, bis aus ihren Händen — keine Engel, wie man diese Herren zu schmeichelhaft tadelte — sondern Frömmlinge, Pedanten, Schaafsköpfe, wohl gar ausgemachte Narren hervorgiengen. An diesen Geschöpfen konnte sich wohl hier und da eine fromme Nonne erbauen: Leute von Verstand und Urtheilskraft gähnten, oder lächelten.

Auch schwatzen ihre Helden zu viel. — Jesus schwieg, und duldete. Kaum kann ich mich des Lachens erwehren, wenn ich mich der Märtyrer erinnere, die den Kaiser Diokletian einen heidnischen Hund nannten, und eine Strafrede hielten, die sich gewaschen hatte.

Machen es unsere meisten Dichter viel besser, als unsere Legendenschreiber? In Worten sind sie zuweilen feiner, im Sinne immer gröber. — Doch genug von diesen elenden Stümpern.

Die Genien, die aufs Theater der Welt das Ideal eines tragischen Helden brachten,

sind die— Evangelisten. In dieser Geschichte, die ich für die größte tragische halte, geht alles so einfach, so natürlich zu, daß man die Leidensgeschichte nur lesen darf, um allen wohlthätigen Schauer aller möglichen Trauerspiele zu fühlen, und ich glaube im Ernste, daß sie die Norm jeder tragischen Geschichte ist, — der Kampf des guten Prinzips mit dem bösen.

Fünfter Brief.

— — Wenn wir den Endzweck der Dichtkunst suchen wollen, so müssen wir zum Ursprunge der Dichtkunst zurückkehren. Der rohe Naturmensch hat nichts, als thierische Bedürfnisse; er isset, trinket, begattet sich, und schläft, und, niedergedrückt von der Thierheit, schlummert noch der grosse Geist in ihm. Die Welt ausser ihm muß diesen Gott in ihm aufwecken. So wie der Mensch nur durch die Aussenwelt zum Selbstbewußtseyn geweckt wird: eben so muß er auch durch das Leben der Aussenwelt aus seinem thierischen, vegetirenden Zustande zum wahren Leben geweckt werden. Aber das Leben der Aussenwelt, die Harmonie, die Schönheit der Gegenstände, die den Menschen umgeben, sind nur erborgt, sind nur das zurückstralende Bild des innern

Menschen. Wie soll nun Leben, Harmonie, und Schönheit in die todte Schöpfung der Natur kommen?

Der wilde Mensch hat nur Sinn für die Frucht des Baumes, nur Sinn für das Wasser der Quelle, für den Schatten des Waldes u. s. w. nur Sinn für die brauchbaren Gegenstände seiner thierischen Bedürfnisse. Unbemerkt murmelt die Quelle für ihn; sein Auge erquicket nicht das Grün der Wiese, ungenossen, und unbewundert verjünget sich für ihn die Natur, kein heiliger, ahnungsvoller Schauer erfüllt sein Herz beym Eintritte in den dunkeln Eichenhain. Zwar geht er an der Hand der Natur, ihr Schüler: aber sie spricht nur in abgebrochenen Lauten mit ihm. Er steht allein, einsam, ein bedürftiges Wesen, ohne Geselligkeit, ohne Hilfe.

Wer kann nun Leben in die todte Natur giessen, wer haucht der schlummernden

Schöpfung Geist ein, und wer bindet den einsamen Wilden an die lebendige Schöpfung fest?

Dieses ist das ehrwürdige, heilige Geschäft des Dichters.

Menschen, glücklicher organisirt von der gütigen Natur, in denen bälder der Gott erwachte, in deren Herzen ein wärmeres Leben gohr, gossen dieses Leben in die todte Schöpfung, und warfen gleichsam das Bild ihrer Seele auf das Tablet der Natur, und weckten durch das Bild, welches zurückstralte, jenes lebendigere Leben in ihren rohern Brüdern.

Ich sinne vergeblich nach, mich Ihnen ganz deutlich zu machen; ich muß sie an jene Mitteljahre zwischen Knabe und Jüngling erinnern. Haben Sie nie jenes bange Drücken überströmender Empfindung gefühlt? nie das unendliche Gefühl, sich auszubreiten über das ganze All der Natur, einzugiessen jedem Wesen Leben und Mitempfindung?

Jedes thierische Bedürfniß schweigt ehrfurchtsvoll vor diesem mächtigen Gefühle; man möchte Bäume umarmen.

Mächtiger ergrief dieses Gefühl die Sänger der Vorwelt. Sie trugen ihr Leben in die todte Natur, sie hauchten ihren Geist in die rohe Schöpfung, sie knüpften mit ihrer allumfassenden Empfindung die zerstreuten Wesen aneinander. Sie bevölkerten die murmelnden Quellen mit Nymphen, den schauerlichen Wald mit Faunen, die Bäume mit Dryaden, die kühlenden Winde mit Zephyren, die ganze Natur mit Göttern, Göttinnen, und Genien. Voll hoher Begeisterung ergriefen sie die Leyer, sangen der rohen Menge diese Bilder in's Herz,— und die todte Natur ward lebendig. Unsre weisen Herren können sich nicht genug verwundern, wie doch die blinden Heiden so blind seyn konnten: und ich— kann mich nicht genug verwundern, wie unsere weisen Herren sich so verwundern konn-

ten. Den Weisen der Nation blieben bey vorrückender Kultur diese Götter so gut, wie uns, nur kühne Bilder des schönern Lebens, der Grösse, der Harmonie der Natur.

Es ist Zeit, einzulenken. Der Dichter muß die Menschen aus ihrer Thierheit zur Menschlichkeit erheben, sie zur wahren Kultur, zur Moralität erziehen, er muß die grosse Lücke ausfüllen, die zwischen dem rohen Sohn der Natur, und dem gebildeten Menschen liegt. Seine Mittel dazu liegen alle in ihm selbst; er wirft Leben, Schönheit, Harmonie, die in ihm selber sind, auf die Platte der Natur, und stellt dieses zurückstralende Bild seinen Mitmenschen auf, und weckt dadurch mittelbar den Gott in ihnen. Seine Mittel sind freylich Lug und Trug, wie man ihm schon lange vorwarf; ja zu unsrer philosophischen Zeit sieht man sogar mit Verachtung auf Dichterphantome: aber eben dieses ist ein Beweis von unsrer Afterkultur.

Des Dichters Bild liegt in jedem Menschen, seine liebliche Welt in jedem Herzen, sein goldenes Zeitalter in der moralischen Anlage jedes vernünftigen Wesens.

Man hat den Dichter, soviel ich weiß, zum Nachahmer der Natur herabgesezt: die Alten erhoben ihn zum Gott.

"Ein Gott ist in uns"

singt Ovid, und das ist in wenigen Worten alles, was sich über Dichtkunst sagen läßt.

Sie werden mich fragen, was denn der Dichter unserer Zeit zu thun habe, um den Endzweck der Dichtkunst zu erreichen?

Der Geist der Zeit hat sich verändert; die Blumen der Schönheit aus dem Schooße der todten Natur sind alle schon tausendmal aufgestreut worden. Das Feld ist erschöpft, und nur wenige haben mehr Sinn dafür. Unsere neuern Dichter haben beynahe alle den Menschen zum Gegenstande ihrer Dichtungen gemacht.

Dieß zeigt von höherer Kultur. Allein bey der rohern Menge hätte ein Dichter noch Arbeit genug, um ihr Gefühl für die Schönheiten der todten Natur zu erregen. Leider! ist der Mann noch nicht gebohren. Wir haben auch noch gar die Verfassung nicht für Volksdichter. Es bleibt uns also nur die Empfindungsdichtkunst übrig, oder die Dichtkunst, welche den Menschen zum Gegenstande hat.

Sechster Brief.*)

Sie haben die Frage, was wohl der Endzweck der Dichtkunst überhaupt sey, so warm und schön beantwortet, daß mir nichts übrig bleibt, als zu untersuchen, ob auch eben so wahr.

Ich gehe ohne Umstände zu der Frage über:

Kann der Endzweck eines Dinges aus seinem Ursprunge gefunden werden?

Mit ja scheint diese Frage nur alsdann beantwortet werden zu können, wenn dieser Ursprung ein historisches Faktum ist, wo sich zugleich vom Geschichtschreiber die Bestim-

*) Es fand sich vom ganzen Briefwechsel dieses einzige Antwortschreiben.

mung, das Wozu, d. i. der Endzweck dieses Dinges, entweder beurkundet findet, oder sich aus der Notiz seiner ursprünglichen Eigenschaften analogisch schliessen läßt.

Es ist klar, daß unsere Frage keineswegs historisch, sondern philosophisch ist. Wir können daher zu keinen Urkunden unsere Zuflucht nehmen, sondern wir müssen lediglich aus uns selber schöpfen. Auch dürfen wir ohne Absurdität nicht fragen, ob sich nicht aus den ursprünglichen Eigenschaften der Dichtkunst auf ihre Bestimmung, auf ihren Endzweck schliessen lasse, weil wir sonst eine Dichtkunst vor der Dichtkunst annehmen würden.

Um jedoch auf unsere Frage eine Antwort zu finden, so müssen wir nothwendig den Menschen durch alle Zeitalter beobachten, und unser Augenmerk vorzüglich auf seine Kindheit richten. Allein, was können wir

hier lernen? Immer, und überall nur: was unter diesen und jenen Verhältnissen war; niemals, und nirgends: was nothwendig seyn mußte.

Es scheint also, die Geschichte werde uns zwar leiten, hie und da vermuthen und errathen lassen, das anderwärts Gefundene bestätigen, aber keineswegs an und für sich völlige Befriedigung gewähren. Vielleicht daß sich der Endzweck der Dichtkunst überhaupt eher aus Gesetzen a priori erkennen und angeben läßt.

Kurz: der Endzweck aller schönen Künste läßt sich nur mittelst einer Kritik der Urtheilskraft finden. Die Urtheilskraft ist es, die a priori Gesetze für das Gefühl der Lust und Unlust erhält.

Lust und Unlust sind die Gefühle, welche die schönen Künste zu wecken, zu verstärken,

zu veredeln, zu schwächen oder zu entfernen suchen sollen.

Als Gefühle der Lust sind uns auch die des Schönen und Erhabenen bekannt.

Das Schöne und Erhabene beurtheilen können, heißt — Geschmack haben.

Geschmackslehre kritisirt theils das Geschmacksvermögen selber; theils die Objekte, oder das, was durch das Geschmacksvermögen beurtheilt wird.

Da es die schönen Künste mit der Sinnlichkeit zu thun haben, so können sie keinen andern Zweck haben, als Erzeugung der Lust, oder mit andern Worten: sinnliches Wohlgefallen.

Es versteht sich, daß wir das edlere Wohlgefallen, nicht jenes der rohern Sinne, nicht die aus der Befriedigung nöthiger Be-

dürfnisse entstandene Lust hiermit meinen; es versteht sich, daß von den schönen, nicht von den mechanischen Künsten die Rede ist.

Die Produkte der Künste sollen also fürs erste schön seyn, schön in ihrer Form; denn Schönheit erzeugt Wohlgefallen.

Sie müssen objektive Vollkommenheit haben, das wirklich seyn, was der Künstler sich dachte.

Sie müssen die Sittlichkeit der Gesinnung befördern können.

Sie müssen den Sinnwerkzeugen des Körpers, durch welche sie vorgestellt werden, angenehm seyn.

Diese Forderungen müssen von dem Künstler alle harmonisch sich in dem Kunstwerke geleistet finden.

Die Dichtkunst ist schöne Kunst der Zeit, bedient sich als Zeichen der Worte, geht durch das Ohr in den innern Sinn; ihr Hauptzweck ist anziehende Beschäftigung der Einbildungskraft, des Witzes und der innern Gefühle.

Ihr untergeordneter Zweck ist Belehrung.

In Ihrer Darstellung erscheint die Dichtkunst nicht als freye Kunst, sondern nur als untergeordnetes Werkzeug einer höhern Absicht, als edle — Handlangerinn der Moralität.

Sie ist es; aber noch mehr.

Was Sie sagen, trift nicht nur die Dichtkunst, sondern alle andere schönen Künste; denn Gott — — war auch im ersten Tanzmeister.

Nach Ihrer Erklärung würde sich die Dichtkunst nur einmal, gleich einer Lufterscheinung, in der Geschichte der Menschheit an ihrer Stelle finden. Mit dem Schritte über die Linie, die zwischen dem rohen Natur- und dem feinern Kulturmenschen liegt, wäre auch die Dichtkunst über der Grenze. Aber wie sehr muß Sie Ihre eigene Erfahrung widerlegen! Können Homer, Virgil, Horaz, Lessing, Kleist, Wieland und andere für Sie nur Phänomene seyn, die Ihnen nur auf dem Scheidewege vom Knaben- in's Jünglingsalter, oder zur Zeit des Ueberganges in höhere Kultur willkommen sind? —

Die Dichtkunst, und nicht nur sie, sondern alle schönen Künste sind für den Menschen, so lange er Mensch, so lange er keine reine Intelligenz ist. Ich gebe gerne zu, daß sie dem Menschen gerade in dem

Zeitraume, den Sie angeben, am nützlichsten werden.

Aus Ihrer Darstellung würde ferner folgen, daß die mechanischen Künste immer vor den schönen erfunden worden, welches sich doch in der Kulturgeschichte nicht bestätiget.

Sie nehmen in Ihrer Erklärung glücklicher organisirte Genien an „in denen bälder der Gott erwachte, in deren Herzen ein wärmeres Leben gohr, die ihre Gefühle andern Menschen mittheilen.„ —

Sehr wohl; allein, ich frage Sie, woher Sie das wissen, und was Sie damit erklären wollen? Zugegeben, daß die Natur sich gewisse Lieblinge wählte, und durch sie ihre rohern Kinder erzog: so folgt daraus, daß sie ihr Gefühl, welches sie unaussprechlich

drängte, andern mittheilten, um sie zur Moralität vorzubereiten, noch gar nicht, daß das, was sie thaten, durch die Dichtkunst thaten, Endzweck derselben sey.

Es scheint, Sie denken sich in dem Kopfe, oder Herzen der Herren Orpheus, Amphion und Compagnie schon ein Ideal vorhanden: aber heißt das nicht vergessen, daß ein Ideal erst die Spätfrucht der Zeit ist? —

Der Fall mit den Genien ist ein einzelner, der sich nur hie und da in der Menschengeschichte findet, und ich habe nichts dagegen, wenn er nur nicht mehr sagen soll, als: so giengs zu, daß hie und da einige schlummernde Kräfte geweckt wurden, und zur Selbstkultur gleichsam den ersten Stoß erhielten.

Dieses alles voraus erinnert, so unterschreibe ich nichts desto weniger Ihre Behauptung:

„Der Dichter muß die Menschen aus „ihrer Thierheit zur Menschheit erziehen, sie „zur wahren Kultur, zur Moralität vorbe„reiten; er muß die grosse Lücke ausfüllen, „die zwischen dem rohen Sohn der Natur „und dem gebildeten Menschen liegt.„

Nur erinnere ich noch dieses:

Die Dichtkunst erziehet zwar, nicht weil sie eigentlich soll, sondern weil es der Edlen selbst, ohne es zu beabsichten, gelingt, weil gerade durch ihr reines Vergnügen, welches sie gewährt, auch der Zögling veredelt wird.

Und so wird die Dichtkunst die sanfte Leiterinn des Natursohnes in's Land der Kul-

tur. Aber sie verlasse den Kulturmenschen auch hier nicht. Bisher konnte sie dem Sinnlichbedürftigen nur nützen, nur interessant seyn, dem edlern, geistern Menschen kann sie reines, uninteressirtes Wohlgefallen gewähren.

Siebenter Brief.

— — Der Mensch hat einen vernünftigen, freyen Geist; unabhängig von der ganzen Natur steht er da, ein selbstständiges Wesen, ein Gott. — Die Aussenwelt ist nichts, wenigstens nichts für ihn; er muß erst sein Leben in sie übertragen, sich erst gleichsam mit ihr vermählen, und sie zu seiner Welt machen, bis sie Leben für ihn haben kann. Er lebt allein, und alles Leben kommt von ihm, und ohne ihn lebt nichts für ihn. Dieß ist Grundprincip der menschlichen Natur.

Nur was ich in mich aufnehme, ist für mich da, nur was mich berührt, hat Leben

für mich: alles andere ist todt, wenigstens todt für mich. Das begläubiget nicht die Geschichte, das sagt mir mein innerstes Gefühl.

Denken wir uns in unsere ersten Kinderjahre zurücke, und steigen wir von Stuffe zu Stuffe, immer an unser Gefühl uns haltend, weiter.

Ohne Bewußtseyn seiner selbst liegt der kleine Sohn der Natur da, nicht, als wenn er todt wäre, sondern weil die Aussenwelt noch für ihn todt ist.

Speise und Trank ist das erste, was das Kind zu dem seinen macht, was es mit seinem Ich vereiniget; dann die Mutter oder Wärterinn, die auf sein Geschrey, den einzigen Ausdruck seines Willens, seinen kleinen Bedürfnissen abhilft. Das ist lange seine

ganze Aussenwelt; was ihm näher kömmt, schiebt es zum Munde. Alles, was da ist, ist ihm Nahrung, ist ihm etwas eßbares oder trinkbares.

Später erst beginnt ein regeres Leben im Kinde; der freye Geist, der in's Unendliche sich auszubreiten strebt, schüttelt die Windeln von sich. Das ist die Zeit, in der die Kinder alles, was ihnen nahe kömmt, hin und her werfen, die Zeit, in der sie spielen. Alles soll Leben äussern, nichts ruhen; nur in der Bewegung, nur in der Thätigkeit finden sie ihre Freude.

Was nun das Kind einzeln ist, das sind ganze Völker in ihrer Kindheit.

Das Kind in diesem Zeitraum hat jezt von der Aussenwelt Besitz genommen, nichts ist ihm mehr todt, alles lebt, alles ist ihm

brauchbar, wenigstens zum spielen, sein Ich ist nun mit der Aussenwelt verbunden. Aber wie eigennützig, wie thierisch ist diese Besitznehmung! Der Geist vermählt sich mit der leblosen Natur, der Herr der Schöpfung — der Mensch — wird Sklave sinnlicher Bedürfnisse! —

Wie der Knabe stampft, wenn ihm sein Steckenpferd, wie das Mädchen weint, wenn ihr die Puppe aus den Händen gewunden wird!

Sieh da das Bild des Krieges wilder Völker. —

Wie reissen wir den thierischen Menschen von seinen Sklavenketten los? Wir können ihm seine Sinnlichkeit, und ihre Bedürfnisse nicht nehmen. So lange er Mensch bleibt, eben so lange bleibt er auch mit der Aussenwelt verbunden.

Da wir einmal das Band nicht zerreissen können, so bleibt uns nichts übrig, als es loser zu knüpfen, zu veredeln. Ich wiederhole, was ich bereits in meinem fünften Briefe an Sie schrieb. Glücklicher organisirte Menschen, Genien, fühlten zuerst den Druck der Fesseln, welche ihnen die Sinnlichkeit anlegte; sie waren es, die sich zuerst davon selber, und bald darauf auch andere befreyten.

Wer Vater und Mutter, Schwester und Bruder liebte, wer diese Liebe allmählig auf alle Menschen ausdehnte, was der glücklich Liebende so gerne thut: der mußte diese Liebe auch in die Aussenwelt giessen, der mußte mit der nämlichen Liebe die ganze Natur umfangen.

Auf diese Art in Besitz genommen ward die Welt des Menschen zweytes Ich. Um

wieviel reiner, um wieviel uneigennütziger war diese Besitznehmung, als die erstere!

Sollten nun diese Folgerungen nicht natürlich seyn:

Das Schöne und Erhabene ist nicht in den äussern Gegenständen, sondern in uns selber; wir müssen sie erst in die äussern Gegenstände übertragen.

Das Schöne und Erhabene sind Pflanzen der Moralität. Das Schöne umfaßt die geselligen, das Erhabene jene Tugenden, welche Anstrengung und Kraft kosten.

Weil es nun keine andere Abtheilungen der Tugenden giebt, so fällt es in die Augen, daß das Schöne und Erhabene das ganze Feld der Dichtkunst, ja aller Künste, ausmacht.

Die Kunst, die das Schöne und Erhabene erweckt, ist auf der einen Seite moralisch, auf der andern sinnlich, weil der Dichter die Tugenden im sinnlichen Kleide zeigt.

Der Zweck der Dichtkunst ist Veredlung des Menschen; die Mittel liegen in seinem Herzen.

Folgendes Bruchstück von einem Gedichte möge Ihnen zur Probe dienen, wie ich, von der Liebe meiner Minna beglückt, selbst die leblose Natur für mich belebte.

Minna! denkst du noch der lieben Stelle,
Wo die schön umschlungnen Erlen stehn?
Leise murmelt über Kies die Quelle,
Ahnend fühl' ich lauer Weste Wehn.

Zärtlich schlingen Aeste sich um Aeste,
Blätter schmiegen sich an Blätter schwe-
sterlich;
Und gekost vom Liebeshauch der Weste
Wiegen wonnebebend ihre Wipfel sich.

Schweigend, Minna! standen wir, und
fühlten
Deinen Ruf, allliebende Natur!
Und die Sonne sank; in Westen glüh-
ten
Purpurwolken, dunkler ward die Flur.

Wenn die Flut die Wurzeln blößt, so
decke
Minna! sie mit neuer Erd', und still
Rausch' der Nord, und die Dryade schrecke
Den Barbaren, der die Bäume fällen
will.

Lehrbrief für — Alle.

Lehrbrief für — Alle.

1. Bete den höchsten Baumeister an, liebe deinen Nächsten, thu Gutes und hüte dich vor dem Bösen.

2. Laß durch der Leute ungegründetes Plaudern dich nicht hindern; die wahre Verehrung Gottes besteht in guten Sitten.

3. Thue Gutes blos aus Liebe zum Guten.

4. Erinnere dich, daß der Werth des Menschenlebens nicht in dessen Dauer, sondern in dessen Gebrauche bestehe.

5. Erhalte deine Seele rein, damit du allemal würdig vor dem Richterstuhle des Ewigen erscheinen könnest, wenn er es für gut befindet, dich zu sich zu rufen.

6. Habe allgemeinen Umgang mit jedermann, besondern nur mit sehr wenigen.

7. Liebe die guten Menschen, bedaure die Schwachen, fliehe die Bösen, aber hasse Niemanden.

8. Rede vorsichtig mit den Grossen, klug mit deines Gleichen, aufrichtig mit deinen Freunden, freundlich mit den Geringen, zärtlich mit den Armen.

9. Betrachte deinen Landesfürsten als deinen Vater, und die Armen als deine Verwandten; schmeichle deinem Bruder nicht, dieß ist eine Verrätherey; und wenn er dir schmeichelt, so fürchte, daß er dich betrügen will.

10. Verschliesse nie dein Ohr vor der Stimme des Gewissens.

11. Mißbrauche nie die üble Lage, in der sich ein Unglücklicher befindet, dieß heißt die Menschheit beleidigen, und ist oft ein Diebstahl.

12. Laß immer an deiner Tafel einen Platz für einen Armen leer, das will sagen: keiner werde von dir abgewiesen, der dich um Brod anspricht, denn jeder Seufzer, den ihm deine Härte auspreßt, wird gleich einem schweren Fluche über dein Haupt fallen.

13. Bedenke, daß jeder Arme dein Bruder ist, sein Elend giebt ihm ein Recht zu diesem Namen.

14. Ehre den fremden Reisenden, seine Person muß dir heilig seyn; suche ihm zu helfen und zu rathen.

15. Meide Zänkereien, unb bemühe dich, Beschimpfungen auszuweichen; die kalte Vernunft muß dich immer leiten.

16. Mache deinem Diener seinen Zustand erträglich, habe Mitleid mit seinem Zustande und Unglück, welches einen Menschen nöthiget, eines andern Knecht zu seyn.

17. Fürchte und verehre das weibliche Geschlecht, es macht dir keine Ehre, seine Schwachheit zu mißbrauchen.

18. Giebt Gott dir einen Sohn, so danke ihm dafür, aber zittere zugleich der Verantwortung wegen, die du von dem Augenblicke an auf dir hast.

19. Sey ihm das Bild der Gottheit, wie seine Mutter das Bild der weltlichen Obrigkeit; dein Haus sey sein Vaterland.

20. Unterrichte deine Kinder vorzüglich, wie sie rechtschaffene Leute, und nicht nur, wie sie geschickte Leute werden können, hierinnen besonders sollen sie an dir ein Beyspiel sehen.

21. Sie müssen dich bis in ihr 10tes Jahr fürchten, bis in ihr 20stes verehren, und bis in ihren Tod lieben.

22. Darum sey bis ins 10te Jahr ihr Meister; bis ins 20ste ihr Vater, und bis in ihren Tod ihr Freund.

23. Erröthe nicht über deinen Stand, dieß wäre Hochmuth; denke, daß der Stand nie entehrt, nur die Art, mit welcher man sich in demselben beträgt.

24. Lies viel, und mit Aufmerksamkeit, damit es dir nütze; beobachte und ahme nach, so arbeitet man für sich selbst.

25. Suche zufrieden zu seyn überall und mit allem.

26. Geniesse Vergnügen, aber nie ein unerlaubtes.

27. Beurtheile nicht schnell andrer Menschen Handlungen.

28. Verdamme Niemanden ohne rechtmässigen Grund; sprich unvorsichtig keinen frey.

29. Nur dem obersten Baumeister kömmt es zu, seine Werke zu richten, der die Heiligen prüft.

30. Bete zu ihm, daß er den Kaiser segne, und die Kunst, und die Arbeiten, und die Arbeiter.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Sulzbach,
gedruckt mit Commerzienrath Seidlischen Schriften.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Koller, Benedikt Josef Maria von,

Erzeugnisse aus dem Gebiete des Wahren und Schönen

Regensburg 1798

Ph.pr. 1317 a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042352-1
VD18 12032336